

Amerikanisches Opossum [Didelphys virginiana]

Unser amerikanisches Opossum gehört in die Ordnung der Beuteltiere [Marsupialia] und in die Familie der Beutelratten [Didelphyidae].

Während die Hauptmasse der Beuteltiere auf den in vielen Beziehungen so eigentümlichen Erdteil Australien zusammengedrängt ist, lebt heute nur eine Beuteltier-Familie, und zwar diejenige der Beutelratten, in Amerika. Diese große Familie ist in allen Teilen von Süd-, Mittel- und Nordamerika sehr verbreitet und bekannt. Von den vielen Arten, die in Größe, Färbung und Lebensweise mehr oder weniger voneinander unterschieden sind, werden zwei Gruppen mit sechs Arten biologisch näher beschrieben und benannt. Für uns Kürschner wird von diesen nur das oben benannte nordamerikanische Opossum interessant sein, das heute in den Vereinigten Staaten ein so volkstümliches wie allgemein gehaßtes Tier ist, dessen Urheimat aber Südamerika sein soll! Da unser Opossum weder im Aussehen noch in seinem Gehaben irgend etwas Anziehendes besitzt, gilt es als unangenehmes Geschöpf. Seine Leibeslänge beträgt fast 50cm, und der unbehaarte Schwanz, der beim Festhalten und Klettern hervorragende Dienste leistet, erreicht eine Länge bis zu 45cm. Der Leib der Beutelratte wirkt gedrungen und schwerfällig, der Hals ist kurz, der Kopf rattenartig. Die Füße sind durch voneinander getrennte Zehen hervorragend zum Klettern geeignet, dagegen erlauben die ziemlich kurzen Beine einen nur mäßig schnellen Gang auf dem Boden. Das Fell des Tieres, im Ganzen beige-grau wirkend, besitzt gelblich-weiße Unterwolle, schwarze und weiße Oberhaare, von denen die letzteren meistens länger sind. Während der Kopf gelblich-weiß ist, sind Scheitel und Fuß schwarz gefärbt. Die große Beutelratte ist ein ausgesprochenes Bauntier; sie lebt im Walde und macht hauptsächlich nachts Jagd auf kleine Säugetiere, Vögel und deren Eier. Von den Sinnesorganen ist der Geruchsinn beim Opossum am besten ausgebildet. Die allgemeine Intelligenz scheint bei allen Beutelratten sehr gering zu sein. Ein Hauptgrund zu der Unbeliebtheit des Opossums bildet die Tatsache, daß es mit Vorliebe in Hühnerställe einbricht und dort nicht an einem Stück Geflügel seinen dauernd großen Appetit stillt, sondern in furchtbarer Gier alle Tiere tötet, um das Blut auszusaugen. Während diese nächtlichen Untaten unserem Opossum eine traurige Berühmtheit eintrugen, ist es auf andere Weise volkstümlich, ja sprichwörtlich bekannt geworden! In Amerika, nennt man eine Art von Heuchelei, von Verstellung »to play Opossum«. Weil man nämlich immer wieder beobachten konnte, daß ein vermeintlich totgeschlagenes Opossum, das sich nach härtesten Mißhandlungen unbedingt leblos verhielt, nach dem Weggang seines Peinigers die Flucht ergriff. Die Tiere haben eine unglaubliche Zähigkeit und Lebenskraft, Darum ist auch das Töten nicht leicht, und Mißhandlungen, besonders von seiten der Neger, die das Fleisch als Delikatesse verspeisen, sind leider an der Tagesordnung. Von den Europäern wird das Fleisch gemieden, weil es einen aufdringlichen Knoblauchgeschmack aufweist. Von ihm sowohl wie von den Negern wird das Opossum seines Felles wegen stark verfolgt. Seiner großen Vermehrung wegen ist das sehr angebracht, und dennoch wollen wir hier auch des Nutzens gedenken, den das Opossum durch massenhafte Vernichtung der Baumwollratte mit sich bringt. Die Baumwollratte, ein sehr schädlicher Nager, bevölkert die Marschen an der Seeküste der Südstaaten, in denen auch das Opossum kolossal verbreitet ist. Die Fortpflanzung der großen Beutelratte ist insofern außergewöhnlich, als die zahlreichen Jungen (4 bis 16 Stück) schon nach 13tägiger Tragzeit, kaum erbsengroß, geboren werden und sofort von dem Muttertier in eine am Bauche befindliche Bruttasche [den Beutel] geschoben



werden. Dort saugen sich die embryoartigen, winzigen Tierchen fest an den Milchzitzen, die zahlreich vorhanden sind. Im verschlossenen Beutel wachsen die Jungen in ungefähr 60 Tagen zu der Größe einer Ratte heran und verlassen ihn erst dann, völlig ausgebildet. Der Pflege des Muttertieres bedürfen sie aber auch später noch, und bei so zahlreichen Nachkommen ist diese nicht wenig anstrengend. Aus diesem Grunde wohl hat ein amerikanischer Naturfreund in seinen Schilderungen hervorgehoben, dass die so häßliche Opossum-Mutter inmitten ihrer Kinderschar etwas Rührendes hätte.

Die Vereinigten Staaten liefern und liefern alljährlich mehrere Millionen Opossumfelle. Die besten stammen aus Ohio, Pennsylvanien und New York. Die Opossumfelle mit dichter, langer Unterwolle, mit vielen weißen und sehr langen schwarzen Grannenhaaren sind am meisten beliebt und natürlich am teuersten. Der größte Teil aller Opossumfelle wird auf Skunksfarbe eingefärbt und als Skunksopossum in den Handel gebracht.

Australisches Opossum [Fuchskusu]

Das bei uns Kürschnern als »australisches Opossum« sehr bekannte und beliebte Fell stammt von dem Fuchskusu, Fuchsphalanger, *Trichosurus Vulpecula*, einem in Australien weit verbreiteten Tier, das zur großen Ordnung der Beuteltiere, zur Familie der Kletterbeutler, gehört.

Die Kletterbeutler sind sämtlich Baumtiere, wie schon der Name sagt. Sie nähren sich hauptsächlich von Blättern und Früchten, verschmähen aber auch ein Vogelei oder junges Vögelchen nicht. Der Fuchskusu ist der verbreitetste Kletterbeutler, er bewohnt Australien und Tasmanien. Die Leibeslänge des Tieres beträgt



bis zu 60cm. Das Tier ist ganz im Gegensatz zum amerikanischen Opossum reizend und possierlich anzusehen. Es trägt einen dichten und weichen, aus seidenartigem Wollhaar und ziemlich kurzen, steifen Grannenhaaren bestehenden Pelz, der uns Kürschnern wohlbekannt ist. Die Farbe der Oberseite ist bräunlichgrau mit rötlichfahlem Anfluge, der hier und da stark hervortritt, die der Unterseite licht okergelb, die des Unterhalses und der Brust meist rostrot. Rücken, Schwanz und Schnur sind schwarz, die inneren nackten Ohren auf der Außenseite okergelb, am inneren Rande schwarzbraun behaart. Außerdem kommen viele Abänderungen vor, namentlich auch Weißlinge. Der Fuchskusu führt eine durchaus nächtliche Lebensweise und bevorzugt die Nachbarschaft des Wassers. An solchen Lieblingsplätzen wird man sicher eins oder mehrere der Tiere finden; trotzdem verlangt es ein geübtes Auge, sie in den Schatten des Abends oder im Mondschein zu entdecken. So ausgezeichnet er auch klettern kann und so vorzüglich er zu solcher Bewegung ausgerüstet ist, so träge erscheint er im Vergleich zu anderen ähnlich gebauten Tieren, zumal zu dem Eichhörnchen. Seine Trägheit soll so groß sein, daß er ohne besondere Schwierigkeiten von einem

einigermaßen geübten Kletterer gefangen werden kann. Sobald er Gefahr merkt, hängt er sich mit seinem Schwänze an einem Aste oder Zweige auf und verharrt längere Zeit in dieser Stellung, hierdurch oft genug den Blicken der Verfolger entgehend. Der Greifschwanz wird viel benutzt denn der Fuchskusu führt eigentlich keine Bewegung aus, ohne sich mittels dieses ihm unentbehrlichen Werkzeugs vorher gehörig zu versichern. Wenn ein sterbendes Opossum im Fallen von dem Ast, auf dem es saß, zufällig mit dem Schwanz um einen andern Ast faßt, so stirbt es in dieser Lage und bleibt dort hängen. Während der Paarungszeit, seltener sonst im Jahr, stößt der Fuchskusu einen lauten, schmetternden Schrei aus, den man auf beträchtliche Entfernung durch den stillen Wald hört. Er pflanzt sich nur einmal im Jahr fort und bringt ein bis zwei Junge zur

Welt, die im Beutel großgezogen werden. Die Eingeborenen stellen dem Tier eifrig nach und betrachten sein Fleisch, trotz des für uns widerlichen Geruchs, als einen vorzüglichen Leckerbissen, wissen auch das Fell vielfach zu verwenden. Einen aus Kusufell gefertigten Überwurf tragen sie mit derselben Befriedigung wie wir einen Nerz oder Edelmarder.

Weitgehende Schongesetze sichern den Bestand des Opossum. Durch den gesteigerten Export trat eine große Abnahme der Tiere ein. Es gab Zeiten, wo jährlich allein 5 Millionen Opossumfelle in den Handel kamen. In den letzten Jahren kamen höchstens 600 000 bis 700 000 Opossumfelle jährlich auf den Markt.

Am häufigsten sind die sogenannten Sydneyfelle aus Neusüdwaales. Man unterscheidet die blauen Prima, welche indessen auch mehr grau sind, dann die sogenannten redheads, die am Nacken und Kopf rötlich schimmern. Bei manchen erstreckt sich diese rötliche Färbung über den ganzen Rücken. Sehr zahlreich sind Felle, die am Rumpf stark betrieben sind und als Tertia gelten.

Die Melbournefelle sind kleiner als die Sydney, aber die Farbe ist besser, mehr silbergrau.

Die feinsten Farben haben die Adelaidefelle, ein sehr feines Blau, häufig mit einzelnen länger hervorstehenden schwarzen Haaren untermischt, das Haar ist aber, wenn auch dicht und fein, bedeutend kürzer als die anderen Arten, das ganze Fell also flacher. Auch hier sind Sekunda Rotköpfe sehr häufig. Die Sorten aus Queensland und aus Westaustralien sind meist rötlichgrau, flach, und nicht so gut als die obigen Sorten. Viel wertvoller als die vorigen, aber auch viel seltener sind das sogenannte tasmanische Opossum, das einer anderen Art angehört, Phalangista oder Trichoesurus vulpina, das graue tasmanische Opossum, und Phalangista fuliginosa, das schwarze Opossum.

Gerade auf Tasmanien, wo der Dingo nicht vorkam, findet sich die höchste Entwicklung aller Beuteltiere, und viele Arten kommen sonst im ganzen übrigen Australien nicht mehr vor. Das tasmanische Opossum ist mehr als doppelt so groß als das vom Festland, das Fell selbst viel dichter und raucher. Namentlich das Fell des schwarzen Opossum ist viel schöner. Früher kamen dieselben zahlreicher, 10- bis 20 000 Stück per Jahr, und wurden besonders zu sehr geschätzten Herrenpelzen verarbeitet, jetzt kommen nur noch wenige Hunderte in den Handel.

Eine verwandte Art scheint ferner das sogenannte Victoria-Opossum zu sein.

In der Größe steht es zwischen dem tasmanischen und dem australischen Opossum, die Farbe ist ein feines dunkelblaugrau, das auf dem Rücken noch dunkler ist, der Bauch ist fast weiß, der Schweif ist auch länger, dicker und buschiger als beim australischen Opossum. Auch hier soll eine schwarze Varietät vorkommen.

Das Tier lebt im östlichen Südaustralien und dem südlichen Teil von Victoria. Sehr zahlreich ist sein Vorkommen nicht. Von den übrigen Opossumarten ist noch am wichtigsten das sogenannte Ringtail-Opossum, Phalangista Cooki, mit den Abarten Phalangista archeri und herbertensis. Die größte dieser ringtails kommt als »rock-Opossum« in den Handel. Es ist etwa ebenso groß wie das gewöhnliche Opossum. Das Haar ist aber länger und seidiger, die Färbung schwarzbraun bis schwarz, der wollige Schweif ist zur oberen Hälfte schwarz, die untere, dünner behaarte, ist weiß. Während man früher das australische Opossumfell als Besatz oder für Innenfutter verwandte, arbeitet man heute ganze Mäntel daraus. Die Verschiedenartigkeit der Felle in Farbe und Haarlänge verlangt vom Kürschner, insbesondere wenn der Mantel ausgelassen gearbeitet wird, hohes fachliches Können.

Antilopen

Ein Pelztier, das wegen der geringen Haltbarkeit heute im Rauchwarenhandel fast verschwunden ist, ist die oft fälschlich als Gazelle benannte Antilope. Es handelt sich hier um das Fell der in Arabien, Ostküste Afrikas und Ostafrika beheimateten Zwergantilopen und Windspielantilopen. Das Leder eignet sich vorzüglich zur Herstellung von Feinleder. Das kurze stachelige Haar weißlich bis gelblich grau gefärbt, bricht dagegen sehr leicht. Der Rücken ist wesentlich dunkler als Bauch und Seiten. Vielfach hat man Antilopen geschoren und gefärbt.

Bären

Sehr selten wurden Bären für ausgesprochene Kürschnerarbeiten verwandt. Lediglich zu Decken und Vorlegern, meistens noch mit Kopf und Klauen verarbeitet, verwandte man sie zur Ausschmückung der Woh-

nung. Mit Ausnahme Australiens leben Bären in sämtlichen Erdteilen. Der graue oder Grizzly-Bär lebt in Kanada, Alaska und USA, aber nur im Gebiete der Rocky Mountains. Er wird bis zu 3m lang und hat eine dichte kräftige Behaarung. Hellgrau bis schwarzbraun ist die Färbung, jedoch sind die Grannenspitzen etwas heller. Die Nacken- und Kreuzhaare sind mähenartig lang. Der schwarze Bär bewohnt Nordamerika und Nordasien und wird bis 2,15m lang. Die Unterwolle ist braun bis blauschwarz; die bis zu 10cm lang werdende Granne ist glänzend schwarz und bei den besten Fellen weich und fein. Die Schnauze und der untere Teil des Kopfes sind gelbbraun. Das Leder kann dünn und geschmeidig bis dick und schwer sein. Der Pelzhandel unterscheidet bei den schwarzen Bären nach dem Gesichtspunkt der Verwendbarkeit: 1. Armeebären (bestimmt für Mützen der englischen Garde), 2. Pelzbären (für Galanterie und Fertigkleidung), 3. Cubbären (von Jungtieren unter einem Jahr, feines weiches Haar, dünnes, leichtes, geschmeidiges Leder) und 4. Deckenbären. Der schönste unter den Schwarzbären ist der Silberbär, ein etwa 1,5m langes Tier, dessen feines, weiches, tiefschwarzes Haar mit einzelnen weißen Haaren durchsetzt ist. Die feinsten Felle liefern Alaska und Kanada, aus den südlicheren Gebieten sind sie wohl auch tiefschwarz aber in der Qualität geringer. Die asiatischen schwarzen Bären, kleiner als die nordamerikanischen, haben ein viel kürzeres und gröberes Haar, sie unterscheiden sich von jenen weiter durch eine weiße, halsbandähnliche Zeichnung, welcher sie den Namen Kragenbär oder auch Halsbandbär verdanken. Der braune Bär, der durchschnittlich bis 3m lange Bär, lebt in Nordamerika, Asien (Kamtschatka, Sachalin, Japan, China, Tibet, südliches Sibirien bis zum Kaukasus). Das lange Haar kann weißlich, grau-, gelb-, rot- bis schwarzbraun sein. In den arktischen Gebieten des Nordpols lebt der bis 3,15m lange Eis- oder Polarbär. Die Unterwolle ist verhältnismäßig kurz. Die langen und dichten Grannen besitzen schönen Glanz und sind gelblichweiß bis weiß, nur bei den jungen Tieren sind sie weich, später werden sie grob. Das Leder ist großporig und hart.

Biber [Castor fiber]

Unser so beliebter, viel gerühmter Biber gehört zur »Familie der Biberartigen« [Castoridae]. Der in Europa, in der alten Welt, lebende Biber unterscheidet sich von den in der neuen Welt lebenden Bibern nur sehr wenig, so daß es genügt, den ersteren zu beschreiben, obwohl unsere Biberfelle heutzutage ja fast alle vom Kanadischen Biber stammen. Der Biber ist das größte Nagetier in Europa und seines kostbaren Felles sowohl als seiner eigenartigen Lebensweise wegen für uns Kürschner riesig interessant. Um ein ungefähres Bild von ihm zu geben, könnte man ihn mit einem Murmeltier von der Größe eines Hundes vergleichen. Der grau bis rötlich-braune, sehr plumpe Gesell wird 50 bis 95cm lang und erreicht ein Gewicht von 25 bis 30kg. Da der Biber mehr im Wasser als auf dem Lande lebt, ist der Schwanz fast flossenähnlich zu nennen. Er ist mit Schuppen bedeckt, flach, eiförmig und dient als Steuer und Ruder zugleich. Die Hinterfüße tragen Schwimmhäute zwischen den Zehen. Der Biber bedient sich bei der Nahrungsaufnahme [wie alle Nager] seiner Vorderpfoten. In halb aufrechter Stellung packt er seine Nahrung mit den sehr geschickten Händen, während der eigenartige, starke, flache Schwanz den Hinterfüßen beim Stehen große Unterstützung bietet. Da der Biber von sehr plumpem Körperbau ist, läuft er so schwerfällig, daß sein Gang fast lächerlich wirkt. Um



so behender bewegt er sich im Wasser, denn seine ganze Bauart ist dem Wasserleben angepaßt. Er schwimmt und taucht meisterhaft. Augen und Ohren sind auffallend klein und werden im Wasser vollständig abgedeckt. So, wie sein Körper hervorragend zum Wasserleben ausgestattet ist, so hat ihm die Natur in den unvergleichlichen Nagezähnen und überaus starken Beißmuskeln zweckmäßige Instrumente zu seinem eigenartigen Nahrungserwerb verliehen. Die zwei oberen Nagezähne, sehr lang, stahlhart und halbrund gebogen, ähneln den Werkzeugen eines Zimmermanns.

Der Biber trägt ein sehr dickes Fell. Über der ungewein dichten, weichen Unterwolle stehen lange, har-

te Grannenhaare. Er wird auch nach stundenlangem Wasseraufenthalt niemals bis auf die Haut naß.

Daß der Biber ein fast ausschließlich im Wasser und Sumpf lebendes Tier ist, wissen wir wohl alle. Er bewohnt einsame, bewaldete Fluß- und Seeufer. Aber, daß er ein Vegetarier ist - nur von den Blättern und der Rinde der Uferbäume lebt -, wissen die wenigsten von uns. Im Mittelalter wurde ihm allgemein deshalb nachgestellt, weil man ihn, gleich der Fischotter, für einen schlimmen Fischräuber hielt. Das beweist, wie wenig man damals das so häufig vorkommende Tier kannte oder beobachtete! Leider ist seit 50 Jahren [aus Gründen, die nachher folgen werden] das drollige, intelligente Tier bei uns sowohl wie im übrigen Europa fast ausgestorben. [Wenige Naturschutzgebiete ausgenommen.] Aber natürlich kann man in zoologischen Gärten unsere Biber auch heute noch öfters finden. Ausführliche Berichte über seine interessante Lebensweise stammen meistens von Jägern und Naturforschern des vorigen Jahrhunderts oder aus Kanada, wo heute den kostbaren Fellen zuliebe riesige Biberkolonien geduldet, ja gehegt und gepflegt werden.

Der Biber ist ein Nachttier und verläßt erst gegen Abend seinen Bau. Der besteht in einer reichlich mit Holzspänen ausgepolsterten Höhle, die in der festen Uferwand mit mehreren, längeren oder kürzeren Schlupfröhren eingegraben ist. Diese reinlich gehaltene Behausung liegt aber immer höher als der Wasserspiegel, während die unterirdischen Gänge alle im Wasser münden.

Der Biber verläßt also auf dem Wasserwege seine Höhle am Abend, um sich auf die Futtersuche zu begeben. Das heißt, er sucht sich in der Nähe am Ufer oder auf einer Uferwiese einen mittelstarken Baum [Weiden, Erlen, Pappeln werden unbedingt bevorzugt], den er mit den starken Nagezähnen fällt, um der blattrreichen Krone habhaft zu werden. Er nagt dabei, in halbaufrechter Stellung, 20 bis 30cm über dem Boden rings um den Baum eine Rinne, bis der Baum stürzt. Diesen Vorgang beobachtet er aber fürsorglich, so daß er dem stürzenden Baum schnellstens ausweicht. Meistens fällt die Krone dabei ins Wasser, was die Tiere wohl auch zu beabsichtigen scheinen. In biberreichen Gegenden zeugen an den Ufern die vielen 20-30 cm hohen, kegelförmig zugespitzten Baumstümpfe, umgeben von Holzspänen, für die rastlose nächtliche Tätigkeit der großen Nagetiere. In Kanada, wo, wie schon gesagt, große Biberkolonien heute ungestört ihr Wesen treiben dürfen, entstehen durch die gefälltten Bäume ganze Lichtungen in den sonst dichten Urwäldern, die man »Biberwiesen« nennt. Die außerordentlichen Nagewerkzeuge des Bibers ermöglichen ihm, daß er auch Bäume von großer Stärke umlegt, natürlich nicht in einer Nacht. Im vorigen Jahrhundert wurden in den Sümpfen an der Huthelbe-Mündung [dort, wo sich heute noch das kleine Naturschutzgebiet als letzter Unterschlupf unseres Bibers befindet] von Bibern gefällte Pappeln und Eichen in Stärken von 30 bis 70cm Durchmesser vorgefunden.

Nachdem sich der Biber zunächst an den Blättern und an der Rinde der umgestürzten Bäume gesättigt hat, zerlegt er große Bäume in ein bis zwei Meter lange Stücke, um diese leichter zu seiner Behausung schleppen zu können. Meistens geschieht dies auf dem Wasserwege, indem der Biber mit Maul und Vorderpfote das Baumaterial festhält. Er schwimmt auch ohnedies nur mit den Hinterfüßen und mit dem Schwänze. Im Herbst sammelt er auch unbenagte, also noch mit der Rinde versehene Äste, um diese als Nahrungsvorrat für den Winter in Gestalt riesiger, schwimmender Reisighäufen vor seiner Behausung aufzuspeichern. Gleichzeitig bieten diese Wälle Schutz vor Feinden [Der Biber hat eigentlich nur den Menschen zum Feind!] und im Winter vor Stürmen und Wellen. Aber zu allen anderen Zeiten des Jahres dienen die abgenagten, bis armstarken Bäume und Äste zum Errichten der berühmten »Biberburgen« und »Biberdämme«. Seine Burg, die er am Ufer oder in seichtes Wasser baut, besteht zunächst aus einem kesselförmigen, in die Erde eingewühlten Wohnraum, der reichlich mit Holzspänen ausgepolstert ist. Miteinander verflochtene Zweige, durch Schilf, Rasenstücke und Schlamm gedichtet, bilden eine gewölbte Decke, und darüber sind zum Schutze noch große Haufen von Reisig gebreitet, so daß zwei bis drei Meter hohe Burgen entstehen. In diesem wohnlichen Nest werden im Frühjahr drei bis fünf blinde aber behaarte Jungen geboren, die nach 10 Tagen sehen und gleich danach schon schwimmen können. Gar bald schon beteiligen sie sich an der nächtlichen Bauarbeit der Eltern. Im ersten Jahr bleiben sie bei den Eltern, bis sie selbst einen Haushalt gründen. Doch bleiben auch diese verwandten Familien meist zusammen und bilden mit der Zeit an günstigen einsamen See- oder Flußufern große Kolonien. Von der Reisigburg führen natürlich auch mehrere Schlupfröhren zum Wasser. Sinkt der Wasserstand des Wohngewässers sehr tief, so werden die stets unter der Wasseroberfläche mündenden Eingänge frei, die zu den Höhlen oder Burgen führen. Die Biber können in diesem Falle aber den Bau nicht

mehr unbemerkt verlassen oder aufsuchen, auch vermögen sie sich in dem seichten Wasser nur noch langsam fortzubewegen. Darum stauen sie das Wasser mit Hilfe eines Dammes, der aus den gefällten, beige-schlepten Baumstämmen, mit Zweigen durchflochten, mit Schilf und Schlamm gedichtet — kunstvoll errichtet wird. Es sind diese Dämme zweifellos die interessantesten Bauwerke der Biber, deren Herstellung fast an menschliche Intelligenz erinnert. Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welche gewaltige Bauarbeit solch eine Kolonne von Bibern [denn diese Dammbauten z. B. wurden ja immer in Gemeinschaftsarbeit vollbracht] in einer Nacht leistet! Ein Naturforscher beobachtete in einem Naturschutzpark bei Einbruch des Winters die Errichtung eines Biberdammes. Er schreibt darüber, daß in einer Nacht 168 armstarke Stämme von 2-3m Länge ins Wasser geschafft und befestigt wurden. Der Bau sei einem »verankerten Floße« vergleichbar gewesen und hätte ein dem stärksten Sturm trotzendes Prachtwerk gebildet. Ein amerikanischer Naturforscher, der das Leben des Bibers jahrelang studierte, entdeckte Biberdämme von 150-200m Länge, die 2-3m hoch, am Grund 4-6m dick waren. Natürlich findet man diese Bauten heute nur noch in unkultivierten Gegenden, in den Urwäldern Kanadas. Dort konnte man auch feststellen, daß diese Bibersiedlungen viele Jahrhunderte alt waren, denn die Tiere verlassen ihre Behausungen freiwillig nie. Natürlich üben Biberbauten einen merklichen Einfluß auf die landschaftliche Gestaltung einer Gegend aus. Was jetzt in Kanada z. B. noch alljährlich vor sich geht, passierte in unserer Heimat in den Wäldern Europas vor 1000 Jahren. Das Fällen der Bäume bildet Lichtungen im Urwald [Biberwiesen] und die Dämme stauen Flüsse, bilden Teiche, Torfmoore usw. Also richtet eine Biberkolonie große Waldverwüstungen an, weshalb sie sich mit der modernen Forstkultur unmöglich vertragen kann. Außerdem werden von ihnen die Dämme der Flüsse unterwühlt und zerstört. Einerseits würde sich das mit unserer heutigen Kultur durchaus nicht vertragen, andererseits hat der Biber unsere europäische Kultivierung nicht ertragen. Er hat sich ja schon längst in kleine unkultivierte und unbelebte Sumpflandschaften zurückgezogen. Seit 50 Jahren lebt der Biber in Deutschland bei Wittenberg an der Elbe, in Frankreich im Rhonetal und in Norwegen in den Sümpfen bei Christiania, in kleinen Kolonien geschützt als Naturdenkmal.

Natürlich hat zu seinem Verschwinden nicht nur die schnellfortschreitende Forstkultur und Flußregulierung, sowie die stärkere Besiedlung während des letzten Jahrhunderts beigetragen, sondern mindestens soviel ist der Mensch schuld, der ihn rücksichtslos ausgerottet hat; denn sein Fang gewährt hohen Nutzen. Außer dem kostbaren Fell liefert der Biber noch einen wertvollen Stoff, das Bibergeil oder Castoreum, ein wachsartiger dunkelgelber Stoff mit eigenartigem Geruch, von einer Drüse im Hinterkörper erzeugt. Dieser Stoff spielte in der Medizin seit Jahrhunderten eine große Rolle und wurde unerhört teuer bezahlt. Heute dagegen gilt er bei uns gar nichts mehr. Um so mehr schätzen wir heute das herrliche Biberfell, aber eigentlich erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es ist kaum zu glauben, daß in den Jahrhunderten vorher das abgeschorene Biberhaar nur zu Filzhüten verwendet wurde. Amerika und Kanada exportierten vom 17. Jahrhundert an schon große Mengen Biberhaar nach Europa, ja auch nach China. Auch heute ist Kanada der Hauptweltlieferant für Biberfelle. Wir erhalten unsere schönsten, begehrtesten, dunklen Biberfelle vom südöstlichen Ufer der Hudsonbay. Die sehr dichte, seidene feine braune Unterwolle des Bibers ist auf dem Bauch und an den Seiten dichter und heller, auf dem Rücken etwas loser und dunkler. Die 5-6cm langen, kräftigen, schmutziggelben Grannen werden bei der Veredlung entfernt und zwar entweder durch Scheren bis zur Höhe der Unterwolle - das sind die »hochgeschorenen« Biber - oder aber durch Rupfen gänzlich - das sind die »tiefgeschorenen« Biber. Das Rupfen selbst ähnelt dem gleichen Vorgang wie bei der Nutriaveredlung.

Das Fell des Bibers wird heute vornehmlich zur Herstellung von eleganten Damenmänteln verwendet. Die schwierige Verarbeitung des Felles verlangt vom Kürschner höchstes fachtechnisches Können. Als Besatz für Damenpelzmäntel und als Schal oder Sportkragen auf Herrenmänteln findet das Biberfell ebenfalls häufig Verwendung.

Bilch oder »Siebenschläfer«

Einen siebenmonatigen Winterschlaf hält der Bilch, daher hat er auch den zweiten Namen »Siebenschläfer« bekommen. Mit Ausnahme von Norddeutschland lebt er überall in Mittel- und Südeuropa. Das Tier hat eine Körperlänge von 20cm und einen 15cm langen Schweif. Der weiche, dichte, kurzhaarige Pelz ist gelblichgrau, die Grannenspitzen schwärzlich und die Seiten sind bräunlichgrau gefärbt. Kehle, Bauch und Innenseite der Beine sind weiß. Der Siebenschläfer bevorzugt Eichen- und Buchenwälder und lebt von Bucheckern, Eicheln, Nüssen und sonstigen Baumfrüchten. Daneben verschmäht er aber Vögel und kleine Säugetiere

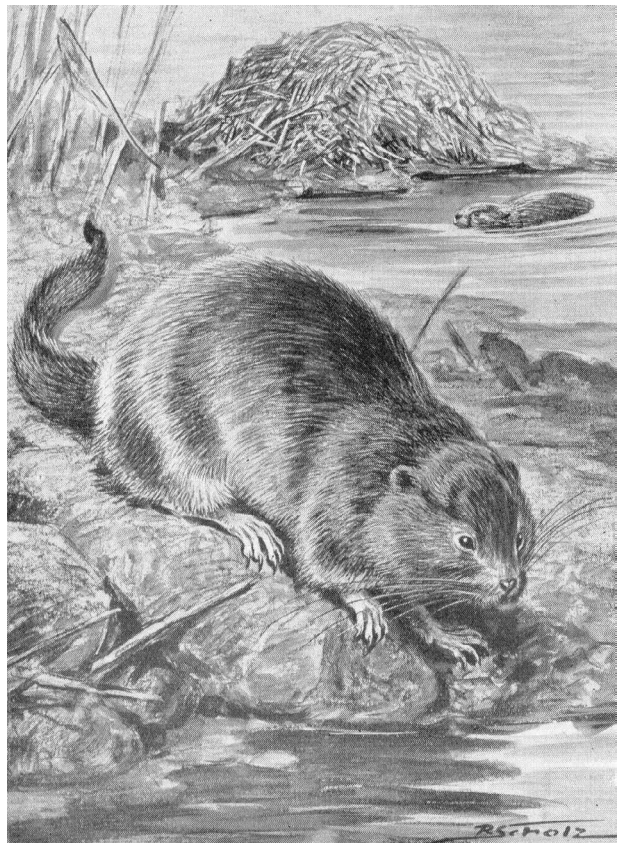
keinesfalls. Er ist äußerst gefräßig und legt sich frühzeitig im Herbst Wintervorräte an. In gewissen Zeitabständen erwacht er aus seinem Winterschlaf, nimmt Nahrung zu sich und schläft dann weiter. Zu Futtern zusammengesetzt, geben die Siebenschläfer ein kontrastreiches Bild. Der in Kleinasien vorkommende Siebenschläfer ist etwas kleiner und mehr silbergrau gefärbt.

Bisamratte

Die Bisamratte »Fiber zibethicus« trägt in ihrer Heimat Nordamerika den Namen »muskrat«, wird von den Engländern »musquash« und in Frankreich »rat musque« genannt. Sie gehört zur Ordnung der Nagetiere, in die Familie der »Mausartigen«, und man kann sie als eine große Wasserratte mit langem Schwanz, breiten, mit Schwimmhäuten versehenen Hinterfüßen, stumpfer Schnauze und verschließbaren Ohren bezeichnen. Der am Anfang 2cm im Durchmesser starke Schwanz ist seitlich stark zusammengedrückt und am Ende richtig zweischneidig. Er liefert die Triebkraft beim Schwimmen durch seitwärts schlängelndes Ausschlagen. Außerdem ist er, wie beim Biber, ein sehr bequemes drittes Bein, welches das Aufrichten erleichtert. Die Länge des Tieres beträgt 50-60cm, wovon annähernd 20cm auf den Schwanz kommen. Der gedrungene Leib der Ratte ist von einem bräunlichen, dichten, weichen, glänzenden Fell bedeckt, jedem Kürschner wohl bekannt! Das Wollhaar ist bei Tieren aus nördlichen Regionen außerordentlich dicht, zart und fein und die Grannen auf dem Rücken doppelt so lang und stark glänzend. Die Bauchseite ist viel heller, und hier sind die kürzeren, dünner stehenden Grannenhaare fast gleichfarbig mit dem Unterhaar, während sich die Grannen des Rückens mit ihrer braunen Farbe von dem grauen Unterhaar mehr unterscheiden.

Natürlich gibt es bei den Bisamratten auch mehrere Arten und Unterarten, und besonders der Pelzhändler beobachtet diesbezüglich scharfe Unterschiede. Das Tier hat, wie jedes andere Säugetier, seine ganz bestimmten Ausprägungen kleinster geographischer Einheiten, die aber unmöglich alle eigne Namen führen können. Der Pelzhändler benennt die Bisamratte im großen Ganzen nach dem Landstrich ihres Vorkommens; er spricht also von »südlichen« oder »nördlichen« Bisam, von »oberen südlichen«, »unteren südlichen«, oder »Yorkfort Bisam« usw. Auch nach der Farbe werden die Sorten bezeichnet, zum Beispiel »Fiber obscurus« oder »Fiberniger«, worunter man die seltenen, sehr dunkel gefärbten Bisamfelle aus New Jersey versteht. Die besten Felle kommen aus New York, Michigan, Wiskonsin, Minnesota, Illinois und Indiana.

Die Bisamratte ist in Amerika von Ost-Kanada und Labrador bis Arizona und vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean verbreitet. Am häufigsten findet sich das Tier in dem wasserreichen Kanada und Alaska, jedoch gehörte auch New York noch vor wenigen Jahren zu den bisamreichsten Gebieten. Auf jeden Fall braucht die große Ratte Wasser zu ihrem Gedeihen. Sie bevorzugt die grasigen Ufer größerer Seen oder breiter, langsam strömender Flüsse, stille Bäche und Sümpfe, und besonders sind kleine, mit Schilf und Wasserpflanzen bedeckte Teiche ihr Lieblingsaufenthalt. Dort bewohnt sie in großen Kolonien ein bestimmtes Gebiet. Sie gehört nach amerikanischen Forschungen zu den Tieren, die sich von der fortschreitenden Kultivierung nicht zurückschrecken lassen, wie zum Beispiel der Biber und andere mehr. Ganz im Gegenteil: die Bisamratte versteht es sogar, Vorteile aus der Zivilisierung ihrer Wohnplätze zu ziehen, wie ihr hartnäckiges Verbleiben in den neuangelegten Stauteichen großer Industriegebiete beweist. Das Kreischen der Sägemühlen, das Rauchen der Fabrikschlote, das Rattern der Maschinen kann sie nicht stören, ebenso wie das unablässige, heftige Verfolgt werden des beliebten Pelz-



tieres bis jetzt sein Vorkommen nicht vermindern konnte.

Die Bisamratte ähnelt in ihrer Lebensweise in mancher Hinsicht dem Biber. Sie errichtet Burgen aus Schilf und Wasserpflanzen über ihrem Wohnkessel, der besonders im Winter mit allerhand trockenen Wasserpflanzen ausgepolstert wird. Er befindet sich immer am Ufer eines Wassers, und mehrere Gänge führen von ihm zum Wasser und auf das Land. Wenn eine hohe Schneedecke die Wohnbauten und eine Eisdecke die Wasserfläche bedecken, führen die Ratten unter dem Eise noch ein fischähnliches Dasein. Ihre Ernährung ist ausschließlich vegetarisch, sie besteht aus Wasserpflanzen und Wurzelwerk. Nur selten greifen die Bisamratten auch zu dem Fleische von Muscheln. Genau wie der Biber, führt die Ratte ein Nachtleben, wie er geht sie nachts auf Nahrungssuche aus und errichtet ihre Wohnbauten. Bei Vollmond kann ein vorsichtiger Zuschauer das emsige Treiben der munteren Tiere gut beobachten. Werden sie aber durch einen verdächtigen Laut erschreckt, so verschwindet die ganze Gesellschaft blitzschnell, nachdem das am nächsten befindliche Tier mit einem heftigen Schlag des muskulösen Schwanzes auf das Wasser ein Alarmsignal abgegeben hat. Aus diesem Grunde ist auch das Erlegen der Tiere durch Schießen nicht ganz leicht. Man fängt sie häufiger mit Fallen.

Die Bisamratten vermehren sich sehr stark. Das Weibchen wirft mehrmals im Jahre 5 bis 20 Junge, und diese leben mit den Eltern noch längere Zeit in bestem Einvernehmen. Mehrere große Familien schließen sich zu einer Kolonie zusammen; sie leben friedfertig miteinander, so wie die Tiere auch in der Gefangenschaft ein sanftes, angenehmes Wesen zeigen. Der Name Bisamratte rührt von dem eigenartigen Moschus- [oder Bisam-] artigen Geruch her, der dem Tier anhaftet und der in einer am Unterleib befindlichen Drüse produziert wird. In Europa existieren Bisamratten seit ungefähr 40 Jahren. In jener Zeit siedelte ein böhmischer Graf 10 Pärchen in seinen wasserreichen Gütern in Böhmen an, und diese vermehrten sich so prächtig, daß schon nach 10 Jahren Bisamratten in Böhmen, Niederösterreich, Sachsen und Bayern zu finden waren. Natürlich war die Meinung über die neue Errungenschaft in unserer europäischen Fauna sehr geteilt, da die Ratten Teicheinfassungen und Eisenbahndämme unterwühlten. Heute haben sie sich schon bis Norddeutschland ausgebreitet, und die Zeitungen schreiben von drohenden Schäden. Da gibt es nur Mittel, um der Gefahr vorzubeugen: die Ratten zu erlegen und sie unserem Pelzhandel zuzuführen. Die böhmischen und bayerischen Bisam sind ja längst bei uns bekannt. Die Felle sind wohl etwas größer, aber in der Farbe mehr rötlichgelb als ihre amerikanischen Verwandten. Der Gebrauch der Bisamfelle ist noch kein sehr alter. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen jährlich einige Tausend Stück zu uns. Man verwendete zunächst die feinen Haare zum Anfertigen erstklassiger Filzhüte. Um die Jahrhundertwende wurde Bisam zum erstenmal zu Herrenpelzen verarbeitet, und ungefähr zur selben Zeit entdeckte man die Herstellung von Sealbisam. Leider ist in den letzten 50 Jahren mit der Beliebtheit unseres Bisamfelles auch sein Preis gewaltig gestiegen, und heute gehört ein Bisammantel schon zu den teuren Stücken.

Burunduki

Die Burunduki, auch Erdhörnchen genannt, stellen zoologisch den Übergang vom Eichhörnchen zum Ziesel dar. In Sibirien und Nordamerika vorkommend, hat ihr Fell eine Größe von 18 bis 22cm. Das ca. 1cm lange Haar ist schön dicht und von hell- bis dunkelrotbrauner Färbung mit einzelnen, längeren weißen Grannen. Auf dem Rücken befinden sich in unregelmäßigen Abständen fünf dunklere und zwei weißliche Längsstreifen. Der Bauch ist weißlichgrau. Das in Amerika vorkommende Backenhörnchen, Burunduk, wird hier Chipmunk genannt. Es kommt in den Gebieten von Mexiko bis zur Hudson Bay recht häufig vor. Es hat ebenfalls eine gelblich rot-braune Grundfarbe, jedoch weicht es in der Zahl und Färbung der Längsstreifen ab. Die Streifenfarbe ist meist dunkelbraun, bei einigen Arten auch hellbraun und dunkelbraun bis schwarz eingefasst. Allein in dem vorgenannten Gebiet existieren über 20 Arten. Seltener ist das in Indien vorkommende ca. 12cm große Palmhörnchen. Es hat eine gewisse



Ähnlichkeit mit dem Burunduk, ist doch das gelbbraune Fell durch drei weiße Längsstreifen, die durch dunklere Färbungen getrennt sind, gezeichnet. Die Burunduki kommen auch vorwiegend als »Futter« auf den Markt.

Chinchilla

Die große, so genannte echte Chinchilla, auch Royal Chinchilla, d. h. die königliche Chinchilla genannt [chinchilla bre-vicandata], ist ein Mitglied der Familie der Hasenmäuse, die den Nagetieren untergeordnet ist. Zu ihr gehören außerdem die kleinen, sogenannten Bastard-Chinchilla oder Wollmaus, sowie die eigentliche Hasenmaus oder Berg-Viscacha und zum Schluß die Pampas-Viscacha. Sämtliche Mitglieder der Familie sind Bewohner Südamerikas und außer der Pampas-Viscacha alle in den hohen Gebirgszügen der Cordilleren heimisch. Ebenso ist allen gemeinsam, daß ihre Felle im Pelzhandel eine mehr oder weniger große Rolle spielen. Die echte, die königliche Chinchilla, liefert uns mit ihrem zartflaumigen, unglaublich seidenweichen, distinguiert grauen Fellchen, das feinste Pelzwerk für die Dame. Jedoch bekommt heutzutage ein Kürschner in unserem Vaterlande kaum mehr ein Chinchillafell zu Gesicht, denn leider ist das Tier beinahe ausgestorben, und in seiner Heimat herrscht seit 30 bis 40 Jahren ein strenges Fang- und Ausfuhrverbot. Aber schon seit ebenso vielen Jahren wird das wertvolle Tierchen in Südamerika in Farmen sorgfältig gepflegt und gezüchtet. Diese überaus kostbaren Felle finden natürlich niemals den Weg zu uns.

Die Körperlänge der Chinchilla beträgt 30cm, während der Schwanz mit seinen langen borstigen Haaren ungefähr 20cm lang ist. Das überaus seidenweiche Haar ist auf dem Rücken 2 bis 3cm lang. Es ist im Grund tief blaugrau, darüber weiß geringelt und an der Spitze dunkelgrau. Die Bauchseite und Füße sind weißlich, und der Schwanz mit seinen langen harten Haaren hat zwei dunkle Binden. Die Chinchillas sind schon Jahrhunderte lang bekannt, ihr einzigartiges Seidenhaar wurde von den Inkas zu Stoffen verarbeitet, die heute noch unerreicht sind. Bei uns lernte man das Fell im 18. Jahrhundert als Rarität kennen, während es im vorigen Jahrhundert ein gewöhnlicher Handelsartikel wurde. Wie schnell aber dann die echten Chinchillas abnahmen und sich allmählich zu der teuren Kostbarkeit entwickelten, zeigen folgende Zahlen. In den Jahren vor dem ersten Weltkriege kamen jährlich noch ungefähr 5- bis 6000 Felle auf den Weltmarkt zum Preise von 60 bis 80 Mk. pro Stück. Dagegen beweist uns die Statistik von 1890, daß damals noch 20000 Stück zu je 15 bis 25 Alk. verhandelt wurden. Vor 1850 aber sollen jährlich ungefähr fünfmal soviel Felle in den La Plata-Staaten erbeutet und verhandelt worden sein als in den nächstfolgenden Jahren. Die Berichte über Leben und Treiben der reizenden Tiere in ihrer Heimat müssen wir den Schilderungen von Reisenden entnehmen, die in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende die Höhen der Cordilleren durchzogen. Auf den 2- bis 3000 Meter hohen Gebirgszügen wimmelte es damals von Chinchillas und ihren Verwandten, den Berg-Viscachas. Die Chinchilla lebte in den dürrig bewachsenen Felseneinöden, zwischen Felsspalten, und an den fast kahlen Wänden springen die ungemein lebendigen und beweglichen, sehr possierlichen Tierchen in Massen herum. Ihre Gewandtheit und Schnelligkeit ist so groß, dass man ihren Bewegungen kaum mit den Augen folgen kann. Früher kam es sogar vor, daß Reisende, die die Tiere nicht verfolgten, beim Rasten fast von ihnen umlagert wurden. Mit großer Neugierde näherten sie sich der Raststätte, und die mutigsten krochen schließlich unter den Beinen der Maultiere umher.



Die Chinchilla ernährt sich von dem spärlichen Pflanzenwuchs dieser Felsengegenden. Trockenes Gras und Moos sind ihre Nahrung, die sie, anmutig sitzend, mit den Pfötchen zum Munde führen. Der Schwanz dient beim Sitzen als Unterstützung und bei den verwegenen Sprüngen als Steuer. Die längeren Hinterbeine beweisen auch den hervorragenden Springer. Die Jungen, 3 bis 4 an der Zahl, werden in den Felsenspalten in versteckten Höhlen so lange gepflegt, bis sie fähig sind, dieselben zu verlassen. Danach sind sie selbständig, und die Eltern kümmern sich nicht mehr um sie. In der Gefangenschaft zeigt sich die Chinchilla so anmutig, reinlich, sanft und zutraulich, daß sie sich die Zuneigung der Menschen erworben hat. Man kann sie frei in der Wohnung umherlaufen lassen, und sie überrascht immer wieder durch die Kühnheit ihrer plötzlichen Sprünge. Jedoch legt sie eine gewisse Ängstlichkeit niemals ab, sie braucht einen Schlupfwinkel, um sich schnell zurückzuziehen, so wie ihre Vorfahren bei Gefahr in den Felsenspalten Zuflucht suchten. Die Jagd auf das begehrte Pelztier wurde seither mit Fallen und Schlingen bewerkstelligt. Der Indianer war der beste Chinchillajäger, und seiner Ausdauer und Geschicklichkeit ist die Ausrottung der Chinchillas hauptsächlich zu verdanken. Neben der echten großen Chinchilla wurde schon immer der kleinen Chinchilla, der Wollmaus [chinchilla laniger] oder Bastard-Chinchilla, ihres wertvollen Pelzes wegen nachgestellt. Sie bewohnt hauptsächlich Nord- und Mittelchile und hat fast dieselben Lebensgewohnheiten wie die große Chinchilla. Ihre Länge beträgt mit dem Schwanz nur 35cm. Die Haare sind kürzer und von lichtem aschgrau, die Bauchseite und Füße matt gelblichgrau gefärbt. Die Wollmaus ist mehr Nacht- als Tagtier. Ihr Gang ist ein eigentümliches Mittelding zwischen dem Laufen eines Kaninchens und dem satzweisen Springen eines Eichhörnchens. Auch der Schwanz wird beim Sitzen wie beim Eichhörnchen aufwärts getragen. Die großen schwarzen Augen schauen neugierig in die Welt, die langen Schnurrhaare sind in dauernder Bewegung, und die zeitweise nach hinten fallenden runden Ohren richten sich straff nach vorne auf, sobald das geringste Geräusch vernehmbar wird. Die kleine Chinchilla wird heute häufig in Farmen gezüchtet. Ihr Fell ist ungeheuer beliebt, kostbar, teuer und selten, besonders wenn die Farbe ins bläuliche geht. Die nächste Verwandte der Bastard-Chinchilla ist die Hasenmaus [Lagidium pernanum], auch Chinchillona und Berg-Viscacha benannt und auf den Höhen Argentiniens beheimatet. Auch sie bevölkert die öden Felsenlandschaften der Cordilleren. Sie hat die Größe eines Kaninchens, während sie im Aussehen an ein Eichhörnchen erinnert. Da das Fell des Tieres auch sehr weich und von einem angenehmen blau-grau ist, wird es im Fellhandel »Chinchillona« genannt und von Laien nicht selten für Chinchilla gehalten. Seitdem das echte Chinchillafell sowie die Bastard-Chinchilla im Welthandel fast verschwunden sind, muss Chinchillona die Lücken ausfüllen und ist im Preise längst so hoch gestiegen, wie einst seine königliche Verwandte, die echte Chinchilla. Das vierte und letzte Mitglied der Familie ist die echte Viscacha [Viscacia viscacia], die Pampas-Viscacha. Sie bewohnt die Steppen im Osten der Cordilleren, die Pampas, und ihre Felle werden in Patagonien verhandelt. Der Körper des plumpen Tieres, das an ein Meerschweinchen erinnert, ist 50cm lang, der Schwanz 18cm. Das weiche Fell ist schwarzgrau bis gelblich-grau gefärbt, aber kommt selten in seiner Naturfarbe in den Handel. Meistens wird es als Nerz-, Bisam- oder Murrel-Imitation verarbeitet. Die Tiere besiedeln die Pampas in großen Herden, sie leben in Erdhöhlen mit zahlreichen Gängen, ähnlich wie die Murmeltiere in den Steppen Asiens. Sie werden nicht nur ihres Felles wegen verfolgt, sondern auch darum, weil ihre unterirdischen Wohnhöhlen die Grasflächen zum Einbrechen bringen, wenn die dort weidenden Pferde darüber rennen, wodurch diese zum Stürzen gebracht werden.

Dachse

Die Dachse, zur Familie der Marder gehörend, sind durchweg nächtliche Raubtiere, und auch der Jäger bekommt sie nur selten zu sehen. Man unterscheidet:

1. Den nordamerikanischen Dachs oder Silberdachs, der in Kanada und USA lebt. Er wird bis 90cm lang und hat nur einen kurzen Schweif. Die dichte, weißlichgelbe Unterwolle wird von weichen, weißlich bis weißlichgelben Grannen, die bräunlich geringelt sind, überdeckt. Das Grannenhaar scheidelt sich gerne und fällt dann zur Seite. Das Leder ist kräftig.
2. Der asiatische Dachs, in Japan, China, Korea und Ostsibirien lebend, wird bis 75cm groß. Die weiche dichte Unterwolle ist schmutzig graugelb. Die etwas kürzeren Grannenhaare sind am Pumpfetwas schwärzlich. Das Leder ist etwas dünner und weicher. Die europäischen Dachse sind infolge des schweren Leders

für die Kürschnerei unbrauchbar. Vielfach finden Dachsfelle in der lederverarbeitenden Industrie Verwendung. Die Haare werden für Rasierpinsel gebraucht. Auch der in Afrika lebende Honigdachs ist für die Kürschnerei wegen des dicken Leders und der dünnen Unterwolle ungeeignet. Dagegen wird der Sonnendachs, oder gebräuchlicher Pahmi genannt, in der Kürschnerei vielfach verarbeitet. Die Bezeichnung chinesischer Steinmarder ist falsch. Das Fell wird 30 bis 40cm lang und der Schweif 8 bis 10cm. Die dichte und weiche Unterwolle ist von gelblichgrauer bis weißer Farbe; die dichten, aber kurzen und meist groben Granen sind glänzend schiefergrau bis graubraun; auf den Schultern und zwischen den Ohren zeigt das Fell Streifen, zwischen den Augen einen weißen Fleck; der Bauch ist gelblichgrau, der Schweif hellgrau mit weißer Spitze. Der Handel unterscheidet zwischen den »gewöhnlichen« [Fluß-Pamis], die grau und glänzend sind, und den »Gelbrücken« [Yellowbacks], deren Fell goldgelb gefärbt ist und wenig glänzt; ihr Anteil am Gesamtanfall beträgt etwa 10 vH. Alle Dachse haben eine Stinkdrüse und bilden zoologisch den Übergang zum Skunks. Pahmis werden für Galanterie und zur Herstellung von Jacken und Mäntel verwendet.

Eichhörnchen [Sciurus vulgaris]

In die große Ordnung der Nagetiere und in die Familie der »Hörnchenartigen« gehört unser einheimisches Eichhörnchen. In England wird es »Squirrel« und in Frankreich »petit gris« genannt. Das anmutige Tierchen ist bei uns allen bekannt und beliebt, wenn es mit seinen possierlichen Sprüngen die Bäume belebt. Wer von uns schaut da nicht gerne zu, wenn das meist fuchsrot gefärbte Eichhörnchen wie ein Blitz von Baum zu Baum springt, so schnell, daß unser Auge ihm kaum folgen kann!? Sein dichtes, zartes, weiches Fellchen ist heute kaum mehr bekannt bei uns Kürschnern. Allerdings verarbeiten wir dasselbe meistens gefärbt als Zobelfeh. Viel berühmter im Pelzhandel ist das sibirische oder russische Eichhornfell, unser so sehr beliebtes Feh! Es gehört zur selben Gattung, aber seine Haarfarbe besteht im Winter aus einem herrlichen Grau. Die Wissenschaftler wollen ungefähr 300 Abarten bei der Gattung Eichhorn festgestellt haben. Die Tiere besitzen nämlich in verstärktem Maße die Eigenschaft, ihre Haarfarbe mit dem jeweiligen Wohngebiet zu ändern. Jedenfalls sind die vielen Abarten als Standort-Varietäten anzusehen. Natürlich wirken dabei auch die Futterverhältnisse mit, da diese wiederum von dem betreffenden Gebiet abhängig sind. So werden zum Beispiel südwestlich des Baikalsees, in gebirgiger, feuchter Lage, wo die Zeder prächtig gedeiht, die Felle des Eichhorns sehr dunkel. Dagegen im südlichen Teil des Sajan-Gebirges herrscht die Lärche vor, und das Fehfell wird dort hellgrau mit rötlichem Anflug. Da die Tiere ja hauptsächlich von den Früchten, Triebspitzen und von der Rinde der Bäume leben, ist der Einfluß auf die Haarfarbe verständlich.

Das Eichhörnchen lebt in ganz Europa und fast überall in Asien. Bei uns gibt es Tiere mit rötlichem und schwarzbraunem Haarkleid. Das sibirische Eichhörnchen, unser Feh, ist im Sommer auch rötlich, im Winter aber silber- bis schwarzgrau gefärbt. Die Bauchseite ist weiß, die Ohren und Füße sind schwarz. Schon in Ostpreußen kann man strichweise Eichhörnchen mit derartig gefärbtem Fell vorfinden, und in Skandinavien ist das in verstärktem Maße der Fall. Die Leibeslänge des Eichhorns beträgt etwa 25cm, die Schwanzlänge 20cm, die Höhe 10cm und das Gewicht des erwachsenen Tieres etwas über 1/4 kg. Wie schon erwähnt, ändert der Pelz im Sommer und im Winter im Süden und im Norden vielfach seine Farbe. Das Sommerfell unserer Eichkätzchen ist oben bräunlichrot, an den Kopfseiten graugemischt, auf der Unter-



seite weiß, im Winter oben braunrot mit grauweißem Haar untermischt. Der Schwanz ist sehr buschig, die Ohren werden von je einem Büschel langer Haare geziert, die wie Hörnchen aussehen [daher der Name]. Wo bei uns sich Bäume finden, fehlt das Eichhorn sicher nicht. Hochstämmige und schattige Wälder bilden seine bevorzugtesten Aufenthaltsplätze. Da, wo viele Fichten- und Kiefernzapfen reifen, setzt es sich fest und erbaut sich eine oder mehrere Wohnungen, gewöhnlich in alten Krähenestern. Die Hauptwohnung aber, wo es sich vor übler Witterung schützt und wo die Jungen aufgezogen werden, baut es sich stets neu. Höhlungen in Bäumen werden ebenfalls von ihm besucht und ausgebaut. Dadurch stört und vertreibt es die brütenden Vögel, und man konnte beobachten, daß die Zahl der Vögel zunahm, wenn man in einem bestimmten Gebiet die Eichhörnchen verminderte. Das Hauptnest steht gewöhnlich in einer Astgabel am Baumstamm. Es ist gebaut wie ein großes Vogelnest, oben aber bedeckt von einem kegelförmigen Dach, das dicht genug ist, den Regen abzuhalten. Der Haupteingang ist abwärts gerichtet, gewöhnlich nach Osten hin; ein etwas kleineres Fluchtloch befindet sich dicht am Stamm. Zartes Moos bildet im Innern ringsum ein weiches Polster. Der Außenteil besteht aus dünneren und dickeren Reisern, die durcheinander geflochten wurden. Im frühesten Frühjahr schon schreiten die Tiere zur Fortpflanzung. Es ist eine seltsame aber feststehende Tatsache, daß 80 vH. der Eichhörnchen aus männlichen Tieren bestehen. Das Weibchen wirft in dem am Weichesten ausgefütterten Hauptnest 3 bis 7 Junge, die blind und nackt geboren werden. Nach etwa 2 Wochen können sie sehen, bekommen ein Haarkleid, und 8 Tage später können sie sich schon auf die benachbarten Äste hinauswagen. Nach fast 2 Monaten können sie schon wie die Alten klettern, und diese schreiten zur zweiten Paarung. Sämtliche Jungen bleiben im Sommer noch eine Zeitlang zusammen, und man kann oft eine ganze Bande von 12 bis 16 Stück ihr fröhliches Wesen treiben sehen.

Je nach der Jahreszeit genießt das Eichhörnchen Früchte oder Sämereien, Knospen, Zweige, Schalen, Beeren, Körner und Pilze. Seine Hauptnahrung bleiben wohl Tannen-, Kiefern und Fichtensamen. Es ist ein reizendes Bild, wenn unser Eichhörnchen behäbig auf seinen Hinterläufen auf einem Aste sitzt, einen Tannenzapfen mit den Vorderfüßen an den Mund haltend. Es ist bewiesen, daß das Eichhörnchen die forstschädlichen Insekten gelegentlich vertilgen hilft und da es sich dann zeitweise nur von diesen ernährt, so kann es ausnahmsweise dem Förster sehr nützlich werden. Dafür macht es sich aber wieder um so unbeliebter, wenn es den Vögeln die Nester plündert. Es ist ein großer Freund von allen Vogeleiern, verschont auch nicht die jungen Vögel, ja es wagt sich sogar an die Alten heran! Alles in allem gerechnet, muss darum unser anmutiges Eichhörnchen zu einem schlimmen Forstfrevler gestempelt werden. Es steht fest, daß es durch Vertilgen wertvoller Sämereien, sowie durch Abnagen der Triebe und der Rinden folgenschwere Forstschäden anrichtet. Ebenso vermindert es den Bestand unserer wertvollen Singvögel. Darum ist es verständlich, daß es Pflicht des Jägers ist, seine starke Vermehrung einzudämmen, zumal seine natürlichen Feinde, wie Edelmarder, Habicht und Eule auch selten geworden sind.

Das Eichhörnchen scheut Regen und stürmisches Wetter, es zieht sich bei jeder ungünstigen Witterung in sein wasserdichtes Nest zurück. Auch im Winter hält es einen Winterschlaf mit mehreren Unterbrechungen. Um dabei nicht ohne Nahrung zu sein, trägt es sich im Sommer Nüsse, Buchein und dergleichen zusammen und vergräbt sie in Höhlen und ähnlichen Orten. Sein Geruchsinn hilft ihm, diese Vorräte im Winter aufzufinden.

In Rußland nimmt die Jagd und der Fang des Eichhörnchens im Jagdgewerbe eine bedeutende Stelle ein. Sobald im Spätherbst die Eichhörnchen ihr Winterhaar zeigen, beginnt ein großes Jagen. Die von den Hunden aufgestörten Hörnchen werden von den Bäumen herabgeschossen. Außerdem fängt man sie mit Schlingen und Fallen. In Sibirien leben viele Bauern von Anfang März bis Mitte April ganz für den Eichhornfang.

Die Bedeutung des Eichhornfelles für unser Handwerk hat sich im Laufe der Jahre sehr geändert. Ganz abgesehen davon, daß wir in letzter Zeit oft auf das liebliche Pelzkleid, des grauen Eichhorns verzichten mußten, weil schwere Kriegsjahre mit ihren Folgeerscheinungen die Einfuhr unmöglich machten, so wird ohnedies das immer kostbarer werdende Fell seltener. Die Anschaffung der Fehwamme für Futterzwecke ist leider auch unseren heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechend. Es ist gewiß interessant, an dieser Stelle zu hören, daß im Mittelalter das rote Eichhornfell sowie das silbergraue Feh zu den gebräuchlichsten, beliebtesten Fellarten in Mittel- und Westeuropa gehörten. Natürlich lieferten damals gerade in diesen Gebieten die großen Urwälder noch eine Menge dieser Felle. Da wenig Außenpelz sondern fast nur Pelzfutter und

Verbrämungen in Frage kamen, ist die Bevorzugung des so weichen Eichhornfelles sehr verständlich. Alte Gemälde geben uns deutlich davon Kunde, wie die Felle zusammengearbeitet waren. Man verarbeitete sowohl rotes wie graues und braunes Eichhorn auf dreierlei Art: man setzte nur die Rücken aneinander, oder nur die Wammen, oder aber die ganzen Felle. Da diese letztgenannte Kürschnerarbeit ein recht buntes Bild ergab, nannte man die Kürschner damals in manchen Gegenden Buntmacher, Buntwerker oder Buntfütterer. Diese Benennungen für unsere Kollegen sind heute noch in Skandinavien üblich. Das beweist wiederum, wie verbreitet und wie bedeutend die Verarbeitung des Fehfelles war. Es gab wohl auch schon Spezialarbeiter, die nur Fehrückten verarbeiteten und die den Namen Grauerker trugen. Fehrückten hieß Grauerwerk oder einfach Werk. In der Blütezeit des Mittelalters war das Tragen von Fehpelz als Mantelfutter nur den Fürsten und Adeligen vorbehalten. Da diese Mäntel meistens aus rotem oder grünem Tuch hergestellt waren, ergab sich eine schöne farbliche Zusammenstellung. Es sind uns viele Gemälde aus damaliger Zeit erhalten, die das Buntwerk mit seiner prägnanten Zeichnung deutlich erkennen lassen. Auch findet man keine mittelalterliche Kürschnerwerkstätte, die nicht durch ein Fehfutter gekennzeichnet wäre. Das Fell des Eichhörnchens war das Wahrzeichen unserer Kürschner im Mittelalter.

Fliegender Hund

Unter obiger Bezeichnung verarbeitet der Kürschner das Fell des Flughörnchen oder Taguan. Es ist ein Nagetier und kommt in Japan, China und Indien vor. [Der echte fliegende Hund ist eine Fledermausart und für Kürschnerzwecke unbrauchbar.] Das Fell wird 40 bis 70cm lang und hat einen langen, dichtwolligen Schweif von ungefähr gleicher Länge. Das dichte, seidenweiche glänzende Haar ist flatterig. Die gelblich-, bräunlich- bis schwarzgraue Unterwolle wird überdeckt von hellgrau- bis schwarzbraunen Grannen mit gelblichen und weißen Spitzen. Die Bauchseite ist weißgrau bis gelbgrau gefärbt. Auch das Leder ist sehr dünn und somit das Fell nur für modische Besätze zu gebrauchen. Vorwiegend werden diese Felle eingefärbt.

Fohlen

Es blieb dem 20. Jahrhundert vorbehalten, das Fell des jungen Fohlen für Pelzbekleidungs-zwecke dienlich zu machen, obwohl das Pferd seit Jahrtausenden engste Verbindung zur menschlichen Umgebung hatte. Pferde der verschiedensten Rassen und Größen leben auf der ganzen Erde. Jedoch nur das Fell einiger besonderer Arten eignet sich für die Herstellung von Pelzbekleidung. Im europäischen und asiatischen Rußland, Polen, Sibirien, Turkestan und Mongolei, sowie in Mitteleuropa und Südamerika leben die Pferde, deren Fohlen für Kürschnerzwecke brauchbar sind. Die besten Fohlen kommen aus Rußland, und hier sind es wieder die Fohlen aus der Kirgisensteppe, die die wertvollsten Felleigenschaften besitzen. Die charakteristischen ovalen Spiegel rechts und links im letzten Drittel des Felles sind allen Fohlen, mehr oder weniger ausgeprägt, gemeinsam. Auch die in der Rückenmitte verlaufende Mähne findet man bei allen Fohlen. Südamerikanische Fohlen kommen oftmals entmähnt in den Handel. Bei einer Länge von 60 bis 100cm kann das Haar flach bis grobhaarig sein. Besonderen Wert legt der Kürschner auf dünnes, weiches Leder und auf eine ausgeprägte Haarzeichnung. Für die Bewertung der Fohlen können nachstehende Richtlinien dienen:

Erste Qualität: Dünn und leichtledrig, kurzhaarig und glänzend und mindestens zur Hälfte eine ausgeprägte Zeichnung [Moiree]. Zweite Qualität: Mittellanges, glänzendes Haar und mindestens ein Drittel Zeichnung. Dritte Qualität: Langhaarig oder wollig und mindestens 20 Prozent Zeichnung. Die Haarfarbe variiert vom zarten Grau über hell-rötlich bis zum dunklen Braun in vielen Schattierungen. Vorwiegend werden die Fohlen heute auf braun und schwarz und modischen Farben veredelt. Besonders interessante Naturfarben wird man natürlich immer versuchen, in Sortimenten zu sammeln. Nur ganz junge Fohlen eignen sich zur Fellverarbeitung und erstklassige Fohlen dürfen nicht älter wie 2 Monate gewesen sein. Später wird das Leder zu schwer und das Haar zu grob. Je jünger das Tier bei der Tötung, um so flacher ist das Haar und um so leichter ist das Leder. Besonders flachhaarig sind die Felle von Frühgeburten, man nennt diese Galjaks. Der Entwicklung entsprechend sind diese Felle noch klein und dünnledrig. Vereinzelt kommen Galjakfohlen mit einer besonders schönen breitschwanzähnlichen Zeichnung vor. Diese Felle sind besonders wertvoll. Bei der Bewertung der Felle liegt der Schwerpunkt in der Ausdehnung der breitschwanzähnlichen Musterung. Die feinsten Exemplare dürfen die Bezeichnung »Breitschwanz-Fohlen« tragen und bilden einen preiswerten

Ersatz für echte Breitschwänze. Nach Ländern aufgeteilt, bringt Rußland mit seinen verschiedenen Provenienzen die besten Fohlen. Die Randstaaten Rußlands verfügen über einen Fohlenanfall, der der mittleren russischen Qualität entspricht, teilweise geringer. Geringere Qualitäten kommen aus den Steppengebieten Asiens, wobei noch zu beachten ist, daß Fohlen aus der Mongolei und Turkestan infolge schlechter Vorbehandlung in der Qualität abfallend sind. Deutschland hat nur einen bedeutungslosen Fohlenanfall. Die in den letzten Jahren auf dem Markte erscheinenden südamerikanischen Fohlen, vorwiegend aus Argentinien stammend, sind durchweg von geringer Qualität. Das Haar ist spröde und schleißt schnell ab. Die deutsche Veredlung hat es in den letzten 25 Jahren verstanden, auch ausgewachsene Pferdehäute so zu veredeln, insbesondere im Leder dünnzuschneiden, daß man diese Felle für Pelzmäntel und Jacken verwenden konnte. Dieser Artikel wird unter Roßhaut gehandelt, aber vielfach hört man auch irreführende Ausdrücke wie Fohlen, Fohlette, Gaulette usw.

Kalbfelle, naturfarben, schwarz oder braun gefärbt, werden heute als preiswertes Mantel- und Jackenmaterial häufig in den Kürschnerwerkstätten verarbeitet. Vielfach wird es als Fohlennachahmung mit der fälschlichen Bezeichnung »Kalbfohlen« angeboten. Dieser Ausdruck ist widersinnig und verstößt auch gegen die gesetzlichen Bestimmungen. Das Kalbfell hat keine Spiegel, kann dagegen auf dem Rücken ein bis zwei Wirbel haben, die bei der Verarbeitung stören und verändert werden müssen. Das etwas steife Haar kann glatt anliegen, aber auch ziemlich rauch sein. Die Farben können zwischen rot, braun, gelb, schwarzweiß, braun-weiß und rotbraun-schwarz gescheckt variieren. Eine wellenartige Zeichnung kann die Eintönigkeit der Haarstruktur auflockern. Nur das Fell sehr junger Tiere ist zu gebrauchen, neugeborene Tiere haben das beste Fell. Kommen die Kälber erst auf die Weide und nehmen Pflanzennahrung zu sich, dann sind diese Felle für Pelzzwecke fast unbrauchbar. Der Hauptlieferant für Pelzkalbfelle ist Rußland, dessen beste Felle aus dem europäischen Teil stammen. Die polnischen Kalbfelle ähneln denen aus Rußland. Skandinavische Kalbfelle können leichtledrig und schön gezeichnet sein, während deutsche Kalbfelle meist zu schwerledrig sind. Naturell eignen sich die »Allgäuer« einigermaßen zur Pelzverarbeitung. Kalbfelle aus Asien und Südamerika sind geringwertig. Oftmals werden ältere Kalbfelle dünn geschnitten und geschoren in den Handel gebracht.

Edelfüchse

Der Fuchs gehört wohl zu den am häufigsten vorkommenden Raubtieren fast aller Länder der Erde. Der elegante Körperbau des Tieres und das schöne Farbenspiel des Pelzkleides ließen den Fuchs zu einem der beliebtesten Felle: des Rauchwarenhandels und der Kürschnerei werden. Was konnte man aus Füchsen alles herstellen? Der Mode und dem Ideenreichtum des Kürschners waren keine Grenzen gesetzt. Vom einfachen Besatz bis zum Innenfutter, vom flotten Kragen bis zum Schal und Abendcape und von der sportlichen Jacke bis zum anspruchsvollen Abendmantel konnte jeder Kürschner seine technischen Fertigkeiten variieren und damit dem Fuchs ein vielseitiges Aussehen verleihen. Einige besonders schöne und seltene Arten genießen unter den Füchsen eine Vorrangstellung und werden unter der Bezeichnung »Edelfüchse« geführt. Ihre ursprüngliche Seltenheit machten sie besonders kostbar und edel. Vor 70 bis 80 Jahren, also vor den Anfängen der Farmzucht, wurden für gewisse Füchse Preise bezahlt, die uns heute märchenhaft vorkommen. Mit Aufkommen der Farmzucht und deren Verbreitung über viele Länder bewahrheitete sich auch bei den Edelfüchsen die kaufmännische Regel, daß Angebot und Nachfrage den Preis regulieren. Silberfuchs, Weiß- und Blaufuchs, sowie der Kreuzfuchs sind heute nicht mehr Privilegien einer vermögenden Käuferschicht.

Der Silberfuchs erfreut sich wohl der größten Popularität. Er erreicht eine Länge von etwa 75 bis 95cm mit einem schwarzen, weiß bespitzten Schweif, der zwischen 30 und 40cm lang werden kann. Sein Wildvorkommen erstreckt sich auf Kanada, Alaska und das nördliche Sibirien. Es soll hier nicht untersucht werden, ob der Silberfuchs eine eigene Art oder eine Mutation des Rotfuchses darstellt. Für die Bewertung des Silberfuchsfelles ist es aber interessant festzustellen, daß ursprünglich der Schwarzfuchs der wertvollste Vertreter der Silberfüchse war. Bis zu 8000 Goldmark wurden vor 1900 für ein gutes Fell bezahlt. Heute hat aber auch die Mode einen starken Einfluß auf die Bewertung der Silberfüchse. Wir klassifizieren in Schwarzfuchs, 1/4 Silberfuchs, 1/2 Silberfuchs, 3/4 Silberfuchs und Vollsilberfuchs. Bei einem guten Silberfuchs, gleich welcher Silberung, müssen die langen dichten Grannenhaare blauschwarz bis tiefschwarz sein. Unter-

halb der schwarzen Spitze befinden sich silbrig weiße Ringe, während andere Grannenhaare durchgehend schwarz sind. Die Silberung des Fuchses ist also von der Breite des Ringes und der Menge der geringelten Grannen abhängig. Die glänzend graublau Unterwolle ist von weicher dichter Beschaffenheit. Das Nackenhaar ist bedeutend länger und tiefschwarz. Geringwertig sind solche Füchse, deren Silber gelblich oder bleifarbig ist oder das Unterhaar hellfarbig bis rötlich wirkt.

Wie manches andere wertvolle Pelztier, so wurde auch der Silberfuchs in freier Wildbahn nachdrücklich verfolgt, so daß die Tiere immer seltener wurden. Zwischen 1870 und 1880 kam man in Kanada auf den Gedanken, wildelebende Silberfüchse in Gefangenschaft heranzuziehen. Nach vielen Fehlschlägen gelang dieser Versuch, so daß heute der größte Teil der Silberfuchsfelle aus Farmen stammt. Nach Europa, vorwiegend Schweden und Norwegen, kam die Silberfuchszucht bereits um 1910. In Norwegen ist z. B. die Silberfuchszucht zu einem erheblichen Exportartikel geworden. Um 100000 Felle kommen in guten Jahren auf den norwegischen Rauchwarenmarkt. Nach dem ersten Weltkriege wurden auch in Deutschland die ersten Silberfuchszuchtversuche unternommen, die finanziell nicht immer glücklich ausliefen. Abgesehen von den mangelnden Erfahrungen, waren es auch vielfach nur »Unternehmer«, die nur schnell Geld verdienen wollten und nicht die Geduld zu langwierigen Zuchtversuchen aufbrachten. Aber auch namhafte deutsche Pelzfirnen haben sich, um die Silberfuchszucht bemüht, und erst verhältnismäßig spät konnte man den Vorsprung des Auslandes einholen. Andererseits brachte aber die planlose Zuchtwirtschaft der Außenseiter den gewaltigen Preissturz im Jahre 1932. Wenn man vom Silberfuchs spricht, dann darf man auch die Mutationen oder Abarten nicht vergessen. Das größte Aufsehen erregte wohl in den 30er Jahren der aus Norwegen stammende Platin- oder Platinafuchs. In verschiedenen Silberfuchswürfen fand ein Züchter einen Rüden und eine Fähe von ganz besonderer Haarfärbung. Platinfarbig, hellgraublau getönt, teils mit einem weißen Nackenring, brachte dieses Fuchspaar auch in der Fortpflanzung die gleichen neuen Farben. Auch in der Kreuzung Silberfuchs/Platinfuchs fanden sich unter den Welpen Platinfüchse. Für diese neue Art wurden auf dem Rauchwarenmarkt natürlich hohe Preise bezahlt. Norwegen hatte die Ausfuhr lebender Platinfüchse untersagt, um so monopolartig den Wert des Platinfuchses hoch zu halten. Auf die Dauer war dies aber nicht möglich, und seit etwa 10 Jahren findet man auf sehr vielen Silberfuchsfarmen auch Platinfüchse, die aber in Deutschland vorwiegend zur Blutauffrischung alter Silberfuchsstämme dienen. Mit der Verbreitung des Platinfuchses sank natürlich auch der Preis und erbringt heute nicht mehr ein als ein normaler Silberfuchs.

Von der Mode stark vernachlässigt ist der Kreuzfuchs. Im Körperbau ähnelt er dem Silberfuchs, aber auch über seine Herkunft ist man verschiedener Meinung. Die Ansicht, er stamme aus einer Kreuzung Rot-Silberfuchs dürfte wohl abwegig sein, da der Kreuzfuchs in der Natur viel verbreiteter ist, als der Silberfuchs und in Gegenden vorkommt, wo kein Silberfuchs existiert. Glaubwürdiger ist die Annahme einer eigenen Art,

da auch bei der Fortpflanzung nur Kreuzfüchse zur Welt kommen. Der Lebensraum des Kreuzfuchses erstreckt sich auf den Norden der USA, Kanada, Alaska, Kamtschatka, Sibirien, Mandschurei und Nordchina. Seinen Namen hat er von der kreuzähnlichen schwarz gefärbten Zeichnung auf Schulter und Nacken. Die Unterwolle wechselt zwischen hellgrau und dunkelblaugrau. Die längeren Grannenhaare sind auf dem Rücken gelblich bis rötlichbraun mit dunkleren Spitzen. In Labrador aber kommen Kreuzfüchse mit schwärzlichen Grannen und Silberspitzen vor. Hier ist es oft schwer, eine Unterscheidung,



ob Silberfuchs oder Kreuzfuchs, zu finden. Bauch, Klauen und Schweif sind schwärzlich. Die Schweifspitze ist weiß. Mit Ausnahme des Kamtschatkakreuzfuchses fallen die asiatischen Kreuzfüchse gegen die nordamerikanischen qualitativ stark ab. Das Haar ist gelblicher und die Kreuzzeichnung weniger ausdrucksvoll. Vorwiegend handelt es sich auf dem Rauchwarenmarkt um wildlebende Tiere, und nur vereinzelt wird er auf Farmen gezüchtet.

Die Arktis liefert uns in Blau- und Weißfuchs zwei weitere wertvolle Vertreter der Edelfüchse. Lebensweise und Körperbau sind ganz anders geartet als bei den bisher beschriebenen Edelfüchsen. Die Polargebiete, Grönland, Island, Spitzbergen, Nordsibirien, Alaska, Kanada und Labrador werden vom Blaufuchs bewohnt. Der Körperbau ist gedrungener und erreicht eine Länge von 60 bis 85cm. Der Schweif ist wenig schön im Gegensatz zum Silberfuchs. Die überaus dichte Unterwolle von blaubrauner Farbe schützt den Blaufuchs vor der langen Kälte. Das Grannenhaar ist blaurötlich bis braun gefärbt und hat im Sommer und Winter fast die gleiche Haarfarbe. Je nach Provenienz wechseln die Farbtonungen, und die schönsten Füchse dürften aus Labrador und Grönland kommen. Die grönländischen Blaufüchse haben ein besonderes Merkmal. Klein von Statur sind die hellfarbig rötlichbraunen Grannenhaare mit weißberingelten Haaren untermischt. Bei Eintritt der kalten Jahreszeit haben die Blaufüchse ihr schönstes Haarkleid. Ausschlaggebend ist der reinblaue oder rötliche braune Schimmer. Später verändert sich die Farbe in rostbraun, und der Fuchs ist minderwertiger. Auf den Inseln der Aleuten und des Beringmeeres hat man zu Zuchtzwecken Blaufüchse eingesetzt, die dort ohne Freiheitsbeschränkung leben. Wohl sorgt man für ihre Nahrung, ansonsten sind sie aber sich selbst überlassen. Lediglich bei den jährlichen Fängen werden die zur Fortpflanzung geeigneten Tiere wieder in Freiheit gesetzt, während die übrigen Füchse gepelzt werden und auf den Markt kommen. Auch Sowjetrußland hat diese »freie« Farmwirtschaft aufgerufen und gute Erfolge erzielt. In Deutschland werden Blaufüchse in geschlossenen Farmen gezüchtet, der Ertrag ist aber bedeutungslos gegenüber den führenden Ländern wie Schweden, Norwegen, Kanada und Alaska.

Ungefähr in den gleichen Distrikten lebt auch der Weißfuchs. Im Körperbau ist er kleiner und gedrungener. Die Unterwolle ist filzartig dicht und die Granne je nach Vorkommen gelblich bis schneeweiß. Im Sommer ist der Weißfuchs unansehnlich, steingrau und zumeist berieben. Gute Qualitäten kommen aus Labrador, Grönland und Sibirien. Wenn der Weißfuchs auch in seiner Naturfarbe ein ausgesprochener Luxuspelz ist, so sind doch andererseits die Möglichkeiten der Färbung fast unerschöpflich. Die schiefergraue Färbung hat ihm den festumrissenen Begriff »Slatefuchs« gegeben. Von den zartesten Pastelltönen bis zu den satten Grundfarben hat die farbenfreudige Mode die Weißfüchse verwandelt. Auch zur Nachahmung von Blaufüchsen hat der Weißfuchs herhalten müssen. Die starke Unterwolle zwang den Kürschner auch zu anderen Verarbeitungsmethoden. Hier hat die Galonier Technik neue interessante Wege gefunden.

Mit Recht bezeichnet man die vorgenannten Füchse als »Edelfüchse«, doch sollte man einen Fuchs nicht vergessen, der in der Farbenskala noch nicht vertreten ist. Es ist der Kamtschatkarotfuchs, der mit seinem tiefroten und seidigen Haar alle anderen Rotfüchse mit Längen schlägt.

Rotfüchse

»Reineke Fuchs«, der Raubritter in Wald und Feld, ist wohl das populärste Pelztier unter allen wildlebenden Tierarten. Der Kürschner hat den Fuchs sehr gern verarbeitet und es verstanden, im Wandel der Mode alle möglichen Formen, von der ursprünglichen Tierform bis zum überlebten Wellenkragen und von der Auto-Decke bis zum sportlichen Fuchsmantel, zeitentsprechend zu bringen. Andererseits dürfte es wohl kein weibliches Wesen geben, das nicht einmal den sehnsüchtigen Wunsch gehabt hätte, einen Fuchs besitzen zu dürfen.

In den letzten zwei Jahren hat das übergroße Angebot und die Übersättigung des Marktes mit Rotfüchsen die Preise erheblich fallen lassen. In früheren Jahren erhielt der Jäger und Förster für einen guten Rotfuchsbalg zwischen 25,- und 45,- DM. Heute lohnt er das Pulver nicht mehr, das zu seiner Erlegung verschossen wird.

In Europa, Amerika, Asien kommen Rotfüchse in den verschiedensten Farbvariationen vor. Hauptsächlich auf dem nördlichen Teil der Erdkugel und vorwiegend in den Ländern mit einem gemäßigten Klima haben die Füchse ihre Heimat. Je nördlicher der Lebensraum des Fuchses, um so besser und feiner ist die Haar-

beschaffenheit und um so intensiver die Haarfarbe. Bei der großen Anzahl der verschiedenen Arten hat der Rauchwarenhandel eine grobe Unterteilung der Rotfuchse vorgenommen. Alle Rotfuchse aus dem mitteleuropäischen Raum werden, trotz großer Unterschiede, als Landfuchse, und alle nordamerikanischen Rotfuchse als virginische Rotfuchse bezeichnet.

Betrachten wir zunächst einmal den deutschen Landfuchs. Wenigen Menschen ist es vergönnt, ihn in freier Wildbahn zu sehen. Selbst sein schärfster Feind, der Jäger, muss seine ausgeprägten Raubtiereigenschaften notgedrungen bewundern. Die Schläue, List und Verschlagenheit des Fuchses sind einmalig, und sprichwörtlich. Diese Eigenschaften sind es auch, die ihn vor der Ausrottung bewahren. Der Jäger und der Landmann haben ihm Todfeindschaft angesagt, denn kein Wald- und Haustier ist vor ihm sicher. Er reißt junge Rehe und bricht in den Geflügelstall des Bauern ein, um in marderartiger Mordlust mehr Tiere umzubringen als zu verzehren. Vielseitig ist seine Nahrung. Die Nester erdrütender Vögel werden geplündert und Eier und Junge verzehrt. Hase und Kanin sind genau so geschätzt wie Käfer und Würmer. Süße Früchte liebt er wie viele andere Raubtiere besonders. Eine gute Eigenschaft hat Reineke aber doch, er ist ein großer Mäusejäger, und Mäuse bilden vielfach den Hauptbestandteil seiner Mahlzeiten. Mit äußerster Vorsicht schleicht er durch Wald und Flur, beobachtet bekannte und unbekannte Gefahren und faßt erst dann seine Beute, wenn er sich vollkommen sicher weiß. Vorwiegend mit Kugel und Falle wird der Fuchs erlegt. Nur ein erfahrener Jäger kann mit Erfolg Fuchsfallen aufstellen, denn der listige Fuchs scheint ein besonderes Gefühl für versteckte Gefahren zu besitzen. Ist aber ein Fuchs einmal im Eisen gefangen, dann kann es vorkommen, dass er sich in letzter Not ein festgeklemmtes Bein abbeißt, um die Freiheit wieder zu erlangen.

Der Körperbau des Fuchses ist schlank, obwohl das dichte Haar den Körper etwas gedrunken erscheinen läßt. Bei einer Größe von 65 bis 90cm hat er einen prachtvollen Schweif bis zu 40cm. Das Haarkleid ist stets seinem Lebensraum angepaßt und bietet eine prachtvolle Tarnung in der Natur. Die dunkelgraue Unterwolle wird von etwa 5cm langen gelb-bis rostroten Grannenhaaren überdeckt. Vielfach sind diese mit grauweißen Haaren vermischt. Die scharf gezeichnete Kehle kann weiß, weißlichgrau, grau bis gelblichbraun gezeichnet sein. Der Bauch und die Innenseite der Beine sind in der gleichen Farbe. Der buschige Schweif mit bis zu 8 cm langen Haaren hat die gleiche Farbe wie der Fuchs, jedoch mit schwarzen Haaren vermischt. Die Schweifspitze ist weißlich. Der breite Kopf hat eine platte Stirn, während die Schnauze sich verschmälert und zur Nase lang und dünn wird. Die fast dreieckigen Ohren stehen aufrecht. Bei der Herstellung eines Fuchskopfes hat der Kürschner hier besondere Sorgfalt walten lassen. Es ist noch gar nicht so lange her, da wurden den Füchsen auch noch Gebisse eingesetzt, um ein möglichst naturgetreues Bild zu bekommen.

Mit großer Vorsicht wählt der Fuchs seinen Wohnplatz aus. Vorwiegend sind es tiefe Höhlen mit mehreren Ausgängen. Da ihm anscheinend die Arbeit des Höhlenbaues nicht liegt, benutzt er vielfach alte Dachsbauten. Nach einer mehrwöchigen Ranzzeit gegen Wintersende wirft die Fähe, so nennt man den weiblichen Fuchs, April, Mai mehrere blinde Junge. Die Zahl schwankt zwischen vier und sieben Welpen. Nach vierzehn Tagen öffnen sich die Augen, und nach vier bis sechs Wochen wagen sich die Jungtiere zum ersten Male ans Tageslicht. Die Mutterliebe der Fähe ist sehr groß, und sie hält alle Gefahren von den Welpen ab. Unermüdlich werden sie mit Nahrung aller Art versorgt, und gegen Juli begleiten die Welpen bereits die nahrungsuchende Fähe. Kurze Zeit später jagen sie schon selbst, um sich dann im Spätherbst ganz von der Mutter zu trennen. Während dieser ganzen Zeit kümmert sich der Rüde als Oberhaupt der Räuberfamilie weder um die Fähe noch um die Welpen.

Ostpreußen und Bayern sind die Jagdgründe der besten deutschen Rotfuchse. In Größe, Haarbeschaffenheit und Färbung unterscheiden sie sich merklich von den anderen Füchsen. Holstein, Pommern und Mecklenburg bringen auch noch Füchse von guter Beschaffenheit. Die Tiroler und bayerischen Bergfuchse sind etwas kleiner, aber seidig und voll im Haar. Vielfach kommen auch dunkelfarbige Rotfuchse vor, die eine schwärzliche Zeichnung haben. Hier handelt es sich nur um eine Abweichung, die man mit Kohl- oder Mohrfuchs bezeichnet.

Im Norden der skandinavischen Halbinsel lebt wohl der schönste europäische Landfuchs, der sogenannte »nordische Rotfuchs«. Im Körperbau etwas kleiner als der deutsche Landfuchs, ist das Haar seidiger, dichter und länger. Das schöne tiefe Rot läßt hier Vergleiche mit virginischen Rotfüchsen ziehen. Der Bauch ist weiß, und der buschige Schweif wird ebenfalls von einer weißen Spitze gekrönt. Die Klauen sind auf der

Oberseite und der Sohle fein und dicht behaart und bilden damit ein besonderes Merkmal für nordische Füchse. Russische Rotfüchse haben durchweg ein feineres Haar in einer reinen roten Farbe ohne die weißen Spitzen des deutschen Landfuchses. Es gibt aber auch in verschiedenen Distrikten Landfüchse mit einer ausgesprochen hellen Farbe, die im Handel mit »blasse Füchse« bezeichnet werden. Auf dem Balkan und in der Türkei lebt ein kleiner heller Fuchs von grauer Färbung und etwas rötlichem Einschlag. Flach und grobhaarig, ist er wenig gefragt. In Italien lebt eine kleine Fuchsart mit einem sehr dicken Kopf. Der Rücken ist dunkelrotbraun gefärbt mit weißlichgrauen Haaren untermischt, während der Bauch, Ohren und Vorderseite der Pfoten schwarz sind. Das Haar ist kürzer als beim gewöhnlichen Landfuchs. Ein ebenfalls kleiner Fuchs mit hellgelblichem Haar existiert in Spanien. Der Bauch ist weiß und der Schweif klein und dünn. Ihr Vorkommen ist geringfügig, und der Anfall wird meistens im Land verbraucht.

Unter den asiatischen Rotfüchsen gibt es sehr wertvolle aber auch geringwertige Arten. Der nordöstliche Teil Asiens liefert die dunkelsten und feinhaarigsten Füchse. Je weiter man nun nach Süden kommt, um so kleiner und hellfarbiger werden die Tiere. Drei große Sorten unterscheidet der Rauchwarenhandel, und an der Spitze steht wohl der schönste Rotfuchs, nämlich der Kamtschatkafuchs. Er hat ein sehr langes, feines, seidiges Haar, glänzendrot gefärbt. Der Wert dieses Fuchses ist um ein Mehrfaches höher als bei den übrigen Rotfüchsen. Er darf als Edelfuchs innerhalb der großen Rotfuchsfamilie angesprochen werden. Auf Sachalin, Korea und in Nord-Jesso leben ähnlich schöne Füchse. Diese Füchse haben in Körperbau und Haarfarbe starke Ähnlichkeit mit den amerikanischen Rotfüchsen.

Ein sehr heller, feinhaariger Fuchs mit einer Feilänge von etwa 100cm wird unter der Bezeichnung »Mongolenfuchs« gehandelt. Bei dem ungeheuer weiten Lebensraum [Zentral- und westliches Ostsibirien, Mongolei, Mandschurei und China] sind natürlich auch starke Unterschiede in dieser Fuchsart festzustellen. Von roten Farben kann man bei Mongolenfüchsen nicht mehr viel sehen. Die feine, dichte, dunkelgraue Unterwolle ist nach oben hellbräunlich und wird überdeckt von gelblich bis gelblichbraunen Grannen, die weißgespitzt sind. Leider ist die Haltbarkeit der Mongolenfüchse nicht besonders gut. Vorzüglich eignet sich der Fuchs aber zur Farbveredlung, da das natürlich helle Haar jeden Farbton gut aufnimmt.

Die Steppen Zentralasiens und Südwestsibiriens beherbergen einen kleinen [etwa 60cm lang] flachhaarigen Fuchs, der die Bezeichnung Karaganer-Fuchs trägt. Unterwolle und Grannen sind gleich hellgelblich gefärbt. Der Bauch ist weißlich und die Klauen gelblichgrau. Der kleine weiße Schweif kann mit schwarzen Haaren untermischt sein. Außer den vorgenannten asiatischen Füchsen leben in China, Japan und Indien noch die verschiedensten Arten, doch werden diese vorwiegend örtlich verbraucht und sind für den Rauchwarenhandel ohne größere Bedeutung.

Im Nordosten der Vereinigten Staaten, Kanada und Alaska sind die amerikanischen Rotfüchse beheimatet. Virginische Luchse nennt man die feinsten amerikanischen Rotfüchse. Sie erreichen die Größe eines guten deutschen Fuchses, haben aber ein längeres und weiches Haar mit seidigem Glanz. Gelbrot bis tiefrot variiert die Haarfarbe, und der Grotzen ist meist dunkler getönt. Weiß bis weißlich-grau ist die Bauchseite, während die Klauen schwärzliche Färbung haben. Die Nordoststaaten und Labrador sind das Herkunftsgebiet dieser feinsten Rotfüchse. Die Oberseite der Pfoten ist dicht und lang behaart, während die Unterseite mit dichtem Filzhaar bedeckt ist. Ähnliche Füchse leben in Alaska, doch können diese oft gröber im Haar sein. Während die Füchse aus den östlichen Gegenden groß und rotfarbig sind, sind die Füchse aus den westlichen Distrikten kleiner im Körperbau und blaßfarbig. Auf den Auktionen sortiert man die amerikanischen Füchse nach Herkunft und in dunkle, helle und blasse Farben. In Australien war der Rotfuchs in der Tierwelt nicht vertreten. Er wurde erst Ende des vergangenen Jahrhunderts zur Bekämpfung der Kaninchenplage eingeführt. Durch die veränderten Lebensbedingun-



gen haben sich auch der Körperbau und das Aussehen dieses »Fuchses« verändert. Er wurde kleiner und flachhaariger. Durch die langen Beine erinnert er eher an einen Hund. Man bezeichnet ihn als Dingo, und sein Wert liegt stark unter dem eines normalen Landfuchses. Der Grisfuchs lebt nur im Süden der Vereinigten Staaten. Er unterscheidet sich stark von den anderen Füchsen, da sein Haar gleichmäßig kurz verläuft. Die Unterwolle ist rötlichgrau, während die steifen, kurzen Grannen schwarz und weiß geringelt sind und in einer weißen Spitze enden. Der buschige, auf der Unterseite rötliche Schweif hat harte, graugemischte Haare und ist auf der Oberseite dunkelgestreift. Die einzelnen Farben können je nach Vorkommen heller oder dunkler variieren. Ein ähnlicher Fuchs ist der Präriefuchs; er erreicht aber nur eine Größe von etwa 50 cm und lebt vorwiegend in Südkanada und in den USA.

In den Präriegebieten Nordamerikas lebt der etwa 60 cm große Kittfuchs. Das feinwollige dichte Haar ist kurz und auf dem Rücken von rötlich-gelbgrauer Färbung mit weißgeringelten Grannen. Nach den Seiten wird die Färbung hellrot bis gelblich, während der Bauch weiß ist. Der dichtbehaarte graurötliche Schweif endet in einer schwarzen Spitze. Korsakfuchs nennt man den asiatischen Kittfuchs, der die gemäßigten Gebiete Zentralasiens von der Wolga und dem Kaukasus bis an den Baikalsee bewohnt. Er ist kleiner und geringwertiger als sein amerikanischer Vetter. Über einer dünnen bläulichgrauen Unterwolle stehen kurze, grobe, dichte Grannen von rötlicher Färbung mit einer weißen Spitze. Nach den Seiten wird das Haar fahlgelb, während der Bauch grau bis weiß gefärbt ist.

In den südamerikanischen Ländern leben mehrere Fuchsarten, von denen aber nur drei für die Kürschnerei von Interesse sind. Am verbreitetsten ist der vorwiegend in Argentinien vorkommende Pampas- oder Azarafuchs. Bei einer Größe von etwa 80 cm hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schakal und wird oft fälschlich als südamerikanischer Schakal gehandelt. Die langen, etwas steifen Rückenhaare sind silber-graugelb gefärbt und können mähenartig wirken. Der Bauch ist gelblichgrau, und der nicht sehr buschige, dunkelgraue Schweif endet in einer schwarzen Spitze. Der patagonische oder Kordillerenfuchs kommt zwischen Patagonien und der Magelhaesstraße vor. Das bis zu 85 cm lange Fell ist überall gleichmäßig behaart, lediglich der Grotzen kann etwas einfallen. Die dichte weiche Unterwolle ist grau-blau, während die Grannen gelblich gefärbt sind und weiße und schwarze Ringe zeigen. Rötlichgrau ist der Nacken, während der Bauch eine rötlichweiße Färbung hat. Der 25 bis 30 cm lange kräftige Schweif ist auf der Oberseite mit schwarzen Haaren vermischt, während die Unterseite gelblich erscheint, und trägt eine schwarze Spitze. Dem Ausdehnungsgebiet entsprechend existieren verschiedene Unterarten, die in den Farben variieren können.

Ein eigenartiges Tier ist der wolfsähnliche Magellanfuchs, der an der Magelhaes- oder Magellanstraße und den benachbarten Inselgebieten beheimatet ist. Bis zu 90 cm wird er groß und hat lange, starke, wolfsähnliche Haare, die an der Spitze schwarz sind, während das Unterhaar grau, nach oben sich hellbraun mit einem breiten weißen Ring verfärbt. Die Klauen sind hellgelb und der Bauch gelblichweiß gefärbt. Der große buschige Schweif trägt oben rostrote Haare mit schwarzen Spitzen, während die Unterseite weißliche Haare hat. Die Schweifspitze ist schwarz.

Afrika und die angrenzenden Teile Asiens sind der Lebensraum des kleinsten Fuchses. Dieser Wüstenfuchs, Fenek genannt, erreicht eine Länge bis zu 45 cm und besitzt einen etwa 20 cm langen ockerfarbigen Schweif, der in einer schwarzen Spitze endet. Das helle, seidenweiche Haar ist für ein Wüstentier außerordentlich dicht. Vereinzelt können auf dem Rücken etwas längere schwarze Haare eingemischt sein. Reineke Fuchs hat sich uns, seiner Eigenart entsprechend, in vielen Farben und Arten vorgestellt. Wert, Haltbarkeit und Veredlungsmöglichkeiten sind sehr verschieden und teilweise stark von der Göttin Mode abhängig.

Guanako und Vikunja

Auch die Familie der Kamele liefert der Kürschnerei einige brauchbare Pelzfelle. In Südamerika und vorwiegend in den Berggegenden Patagoniens und Argentinien lebt das Guanako. Die jungen Guanakos haben in ihren ersten Lebenstagen ein weiches seidiges Fell von orange- bis rötlich-brauner Farbe. Das Leder ist leicht und schmiegsam. Die besten Felle kommen aus Santa Cruz.

Ein schönes Pelzfell hat das wildlebende Vikunja. Es ist in Peru und Bolivien beheimatet. Beide Pelzarten eignen sich gut zur Herstellung sportlicher Jacken und Mäntel, sind aber im Rauchwarenhandel verhältnis-

mäßig selten.

Hamster

Ein ausgesprochener Schädling der Landwirtschaft ist der vorwiegend vegetarisch lebende Hamster. Durch seine »Vorratswirtschaft«, die in der Tierwelt fast einmalig vorkommt, ist der Hamster schon zu einem sprichwörtlichen Begriff geworden. Was wir Menschen unter »Hamsterer« verstehen, überträgt sich auf das Tier in noch stärkerem Umfange. Dieses 25 bis 35 Zentimeter lange Nagetier hat einen dünnen Schweif von ca. 5 Zentimeter und einen gedrungenen Körperbau. Der Leib ist untersetzt, der Hals dick und der Kopf läuft spitz zu. Die kurzen Beine sind an den Zehen scharf bekrallt und sind ideale Werkzeuge bei der unterirdischen Grabarbeit. Die gelenkigen Vorderfüße kann er wie Hände gebrauchen, und beim Füllen der Backentaschen wissen sie geschickt die Körner aus den Ähren zu drehen. Bunt wie die Farben der Natur im Hochsommer ist auch der Pelz des Hamsters. In Europa dürfte er wohl der farbigste Vierbeiner sein. Das 2 bis 3 Zentimeter lange, anliegende Oberhaar ist auf dem Rücken gelblich-braun und die Unterwolle blau-grau. Der Bauch und die Beine sind schwärzlich. Die Kehle ist weiß, während die Backen rötlich bis rotbraun erscheinen. Durch seine Verbreitung in Rußland, Polen, Österreich und teilweise auf dem Balkan kommen natürlich auch Farbvariationen vor. Sogar weiße, gelbliche und schwarze Hamster sind nicht unbekannt. Das Leder ist leicht und trotzdem dauerhaft. Haar und Leder verändern sich im Ablauf des Jahres. Im Mai werden die besten Hamster (Maihamster) gefangen. Helledrig, vollhaariger und größer im Fell, sind diese Felle gesuchter und wertvoller als die im Herbst gefangenen Tiere. Der Herbsthamster ist flachhaarig und kleiner, während das dünnere Leder fleckig und mißfarbig sein kann.

In Deutschland lebt er vorwiegend in Thüringen und Sachsen. Auch Süd- und Südostdeutschland werden von ihm bevölkert. Selten tritt er einzeln auf. Er liebt lockeren Boden und vermeidet Gegenden mit steinigem oder sandigem Boden. Kunstvoll sind die Hamsterbauten in ein bis zwei Meter Tiefe ausgeführt. Wohn- und Vorratsräume sind durch Gänge miteinander verbunden. Das Wohnlager wird im Herbst mit feinstem Stroh gepolstert, da der Hamster hier seinen Winterschlaf halten will. Mehrere Male unterbricht er diesen Schlaf, um in dem Vorratslager die im Sommer aufgespeicherte Nahrung zu sich zu nehmen. Diese Vorratswirtschaft macht den Hamster eben zu dem verfolgten Schädling. Sobald die Feldfrüchte reifen, macht sich auch der Hamster zur Ernte bereit. Die sehr dehnbaren Backentaschen werden mit Körnern aller Art gefüllt und in den Vorratsräumen entleert. Man hat Hamsterbauten ausgegraben, die einen Zentner Getreide gelagert hatten. Daneben liebt der Hamster aber auch Fleischnahrung und Mäuse, kleine Vögel und Kerbtiere vervollständigen seinen Speisezettel.

Trotz des scharenweisen Vorkommens sind die Hamster ungesellige Tiere. Lediglich während der Paarungszeit leben Männchen und Weibchen zusammen. Finden sie sich außerhalb dieser Zeit, dann beißt oft der Hamster das Weibchen tot. Die 6 bis 18 Jungen, die jährlich zur Welt kommen, machen sich auch nach wenigen Wochen selbständig und verlassen die Mutter. Die starke Vermehrung könnte den Hamster zur Landplage werden lassen, aber viele Feinde verfolgen ihn. Iltis und Wiesel verstehen es sehr geschickt, den Hamster in seinen unterirdischen Bauten zu verfolgen, und auch unsere Raubvögel verstehen, überraschend dem Hamster nachzustellen. Der schlimmste Feind ist aber wohl der Mensch, und zweimal im Jahre macht er Jagd auf Hamster. Jetzt erst wird der Hamster »beliebt«, denn Fell und Fleisch werden verwertet, und auch die gefüllten Körnerlager werden gesäubert und verbraucht.

Für den Kürschner ist das Hamsterfell der gegebene Pelz für ein Innenfutter und kommt bereits als Futter zusammengesetzt in den Handel. Daneben hat man auch Hamster auf Nerz und Zobel gefärbt und als Cape, Jacke oder Mantel verarbeitet. So erfreut er wenigstens nach seinem Tode die Menschen mit einem nützlichen Pelz.



Hasen

Auch der Hase ist ein Nagetier und fast auf der ganzen Erde vorzufinden. Für die Kürschnerei eignet sich aber nur der weiße oder Polarhase, der in Nordeuropa, Nordasien und Nordamerika vorkommt. Er wird bis 50 bis 60 cm lang. Die dichte und sehr weiche Unterwolle ist im Sommer graublau und wird im Winter weiß, behält aber einen graublauen Schimmer; die Granne ist im Sommer graubraun, im Winter reinweiß. Die Behaarung der Wamme ist voller als die des Rückens, weshalb z. B. bei gefärbten Hasen Wamme und Rücken gern getrennt verarbeitet werden. »Grauspitzenhasen« nennt man die Herbstfelle, bei denen die Unterwollschon weiß ist, die Grannen aber noch graubraun sind; sie sind flacher als die Winterfelle. Das Leder dieser Polarhasen ist, wenn auch sehr dünn und papierartig, doch noch kräftiger und haltbarer als das anderer Hasen; dadurch wird die Eignung für Kürschnerzwecke größer. Die russischen und sibirischen Hasen kommen oft schon zugerichtet in den Handel; aus dem übrigen Europa liefert vor allem Finnland viele Felle. Der Alpenschneehase weicht von dem nordischen durch seine Größe (er ist noch kleiner als der Feldhase) und durch seine Färbung ab; er ist im Sommer olivenfarbig mit schwarzen Haaren gemischt, die Unterwolle ist grau; im Winter ist er rein-weiß. Er wird meist lokal verbraucht, erscheint darum selten im Handel. Die grauen oder Feldhasen wandern fast ausschließlich in die Hutfilzherstellung; für Kürschnerzwecke eignen sie sich nicht, weil das Haar wirbelig ist, sich schlecht färben läßt und das Leder wenig haltbar ist; es bricht schon beim Zurichten. Der Polarhase läßt sich gut färben und wird darum in Imitation- und Modefarben gefärbt.

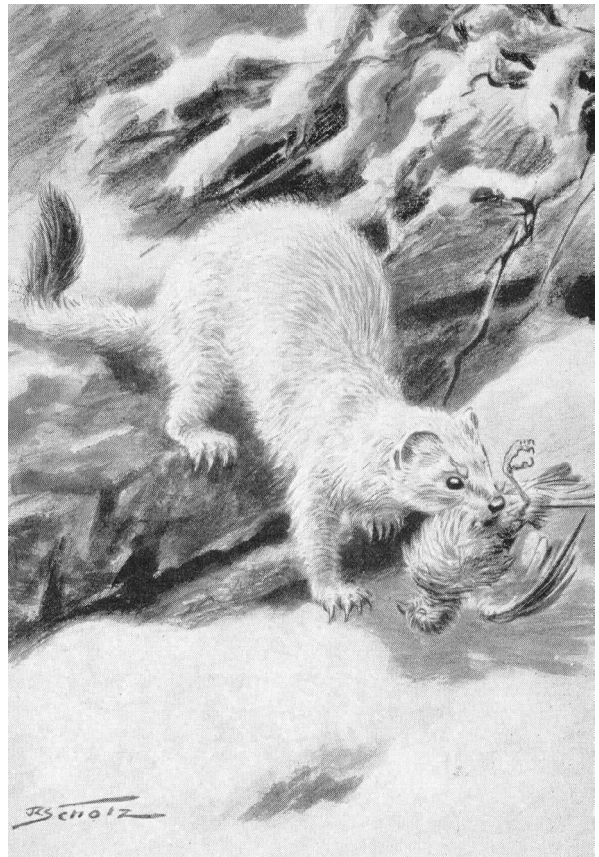
Hermelin

Schon das frühe Mittelalter gibt uns ausreichende Kunde über die würdige Verwendung des edlen Hermelin. Weltliche und kirchliche Fürsten benutzten Hermelin zur Ausschmückung ihrer Prachtgewänder und Krönungsmäntel, galt doch Hermelin als Sinnbild von Reinheit und Gerechtigkeit. Heute noch nimmt Hermelin im traditionsbewußten England bei großen offiziellen Veranstaltungen eine bedeutende Stellung ein. In einem skandinavischen Staat wurde noch unlängst anlässlich einer Kronratssitzung, in Abwesenheit des erkrankten Königs, der königliche Hermelinmantel über den Thronsessel gebreitet, um so die Anwesenheit des Königs darzustellen. Aber nicht nur symbolisch, sondern auch modisch hat sich das schneeige, weiße Fell mit der schwarzen Schweifspitze schnell der Kleidung und Mode bemächtigt. Das Hermelin [*mustela erminea*], auch großes Wiesel genannt, erreicht eine Länge von 15 bis 35 cm. Der Schweif ist 8 bis 15 cm lang und hat stets eine schwarze Spitze. Das Haarkleid verändert sich im Wechsel der Jahreszeiten. Im Sommer ist das Fell hellbraun und im Winter gelblich, grünlich bis reinweiß. Die Herbst- und Frühjahrsfelle können auf weißem Grund noch bräunliche Haare haben, man nennt diese Übergangsfelle »Grauspitzen«. Das Hermelin kommt in Europa, Asien und Nordamerika vor; aber lediglich die sibirischen Hermeline haben im Winter ein reinweißes Fell. Für den Rauchwarenhandel und die Kürschnerei haben die russischen Hermeline [Sibirien] die größte Bedeutung. Durchweg sind die Felle groß, rauch, reinweiß und seidig im Haar, während die europäischen Felle gröber im Haar und meistens gelblich in der Farbe sind.

Die größten russischen Hermeline sind die »Barabinsky«, die besten Felle sind die Ischimer, sie sind etwas kleiner, aber sehr rauch und schneeig-weiß. Die Tomsky sind mittelgroß und mittelhaarig, während die Jakutsky und Jenisseisky klein und flach sind. Eine sibirische Wieselart sind die etwa 15 bis 22 cm langen Lasky, die meistens ohne Schweife in den Handel kommen. Sie haben eine reine weiße Farbe, sind



aber flachhaarig. Das amerikanische Hermelin ist flach und härter im Haar. Die schwarze Schweifspitze ist größer als beim russischen Hermelin. Beste Qualitäten kommen aus Labrador und dem Yorkfort-Bezirk. Überall da, wo das Hermelin vorkommt, lebt auch der kleinere Bruder, das »kleine Wiesel«. Es erreicht eine Länge von etwa 15 cm. Der weiße Schweif ist etwa 4 cm lang und ohne schwarze Spitze. Die Lebensgewohnheiten beider Tiere, Hermelin und Wiesel, sind völlig gleich. Die Marderfamilie stellt hiermit, natürlich im Verhältnis zu ihrer Größe, die kühnsten und blutigsten Räuber der Tierwelt. Mutig greifen sie selbst größere Tiere an, und geistesgegenwärtig finden sie selbst in schlimmsten Situationen noch einen Ausweg. Sie sind äußerst gewandt und schnell in den Bewegungen. Man sagt ja auch im Sprichwort »Schnell wie ein Wiesel«. Sie klettern leidlich, aber springen und schwimmen um so besser. Alle diese körperlichen und geistigen Vorzüge bringen es natürlich mit sich, daß sozusagen kein Tier ihrer Umgebung noch sicher ist. Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Hamster, Kaninchen, Hasen und alle erdnistenden Vögel sind die Opfer. Frösche und Fische, Eidechsen, Blindschleichen werden verzehrt. Sie wagen sich sogar an die giftige Kreuzotter,



müssen aber dieses Vorgehen oftmals selbst mit dem Leben bezahlen. Kleine Tiere tötet es durch einen Genickbiß, während es größeren Tieren an den Hals springt und versucht, die Halsschlagader zu zerbeißen. Während kleinere Tiere verzehrt werden, begnügt es sich bei größeren Tieren mit dem warmen Blute. Sehr beliebt sind Vögel und Hühnereier. Mit den nadelscharfen Zähnen werden kleine Löcher gemacht und der Inhalt ausgesogen. Hermeline werden vorwiegend in Tellereisen gefangen, während man bei den kleinen Wiesel mit der Kastenfalle gute Erfolge gezeitigt hat. Hermeline und Wiesel sind nächtliche Raubtiere. Der Tag wird vorwiegend in den Bauen verschlafen. Maulwurf- und Hamsterröhren, Fels- und Mauerritzen, Steinhäfen und sonstige verlassene Bauten dienen Hermelin und Wiesel zur Wohnung. Hier bringt das bedeutend kleinere Weibchen im Mai oder Juni 4 bis 8 blinde Junge zur Welt. Erst nach etwa 6 Wochen werden diese Jungtiere sehend. Bis in den Herbst hinein werden sie mit größter Liebe gepflegt und gesäugt. Erst bei Winterranfang trennen sich die fast erwachsenen Jungen von der Alten. Die chinesischen Wiesel, auch chinesischer Nerz genannt, kommen aus Nordchina und der Mongolei. Das Fell hat eine gelblichgraue bis braune Unterwolle und wird von rötlich gelben bis braunen Grannen überdeckt. Bis zu 40 cm werden diese Tiere groß und haben einen 20 bis 25 cm langen Schweif. Die besten Sorten sind die Kompowiesel aus dem Flußgebiet des Yangtsekiang.

Die japanischen Wiesel, auch japanische Nerze genannt, haben ein kurzes, dichtes Haar, feiner als das der chinesischen und sind glänzend gelblich bis rotbraun gefärbt. Chinesische und japanische Wiesel kommen vorwiegend gefärbt in den Handel.

Iltis

Unter der weitverzweigten Marderfamilie nimmt der Iltis einen besonders anrühigen Platz ein. In der zoologischen Einteilung heißt er *Mustela putorius*, ins Deutsche treffend mit Stinkmarder, Stänker oder Stinkwiesel übersetzt. Wer einmal einen Iltis gefangen oder abgebalgt hat, wird nie mehr den ausströmenden »Duft« vergessen. Deshalb wird er auch vielfach von unserer Damenwelt abgelehnt, da sich der Geruch nur sehr schwer verliert.

Der Land- oder schwarze Iltis kommt fast überall in Europa vor. Die Körpermerkmale sind überall die gleichen, lediglich in Haarfarbe und Rauche sowie in der Größe können Unterschiede festgestellt werden.

Der Körper kann bis zu 55 cm und der Schweif bis zu 20 cm lang werden. Der Kopf ist klein, aber breit und erscheint flach gedrückt. Die Unterhaare sind mehr oder weniger gelblich und werden überdeckt von langen glänzenden schwarzen Grannenhaaren. Die Grannenhaare sind aber nicht allzudicht, da das helle Unterhaar stets durchschimmert. Im Nacken sind die Haare wesentlich kürzer, werden aber im weiteren Verlauf des Rückens wesentlich länger. Auch die Bauchseite ist kurzhaarig und schwärzlich gefärbt. Der Schweif ist langhaarig und glänzend schwarz. Kinn und Schnauzenspitze sind mit Ausnahme der dunklen Nase gelblich weiß. Hinter den Augen steht ein kaum begrenzter gelblich-weißer Flecken, welcher mit einer undeutlichen, unterhalb der Ohren beginnenden Binde zusammenfließt. Die Ohren sind braun und gelblich-weiß gerändert. Beim Weibchen sind alle Stellen weiß, die beim Männchen gelblich sind. Der Iltis ist ein Wald- und Wiesentier, ihm ist jeder nahrungsversprechende Ort recht. Dabei scheut er auch nicht Bauerngehöfte und die Nähe menschlicher Ansiedlungen. In hohlen Bäumen, Felsenlöchern, Steinhöhlen, verlassenen Fuchs- und Kaninbauten, dichten Hecken usw. findet er seine Wohnung. Im Winter zieht er sich gerne auf Dörfer zurück, da dort die Nahrungssuche wesentlich leichter ist. Sämtliche Raubtiereigenschaften sind beim Iltis glänzend vertreten. Er klettert, springt, er ist auf dem Lande wie im Wasser Zuhause. Äußerst zäh ist er, angriffslustig, und scheut keinen Gegner. Wenn er auch im Kampf mit dem Stärkeren sein Leben lassen muss, so ist auch bestimmt der Sieger mit gehörigen Verletzungen bedacht worden. Nach Berichten soll er sogar Giftschlangen töten und gegen Schlangengift immun sein. Bei seinen Raubzügen zeigt er sich schlau, listig behutsam, vorsichtig und mißtrauisch und verfügt über sehr viel Scharfsinn. Im Notfalle verteidigt er sich auch nach Art des amerikanischen Skunk durch Ausspritzen einer stinkenden Flüssigkeit und schreckt dadurch die Verfolger ab.

Die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Iltis wird sehr verschieden aufgefaßt. Man darf aber annehmen, daß der Nutzen größer ist, wenn auch der im Augenblick geschädigte Bauer schimpft, daß der Iltis eine Möglichkeit gefunden hat, seinem Hühnerstall einen unwillkommenen Besuch abzustatten. Aber im Gegensatz zum Steinmarder würgt er nicht im Blutausch eine wahllose Anzahl Tiere ab, sondern begnügt sich meistens mit einem Tier, welches er auch wegschleppt. — Neben Kaninchen, Hausgeflügel, Rebhühnern, Vögeln, Fröschen und Fischen frißt er hauptsächlich Mäuse, Ratten, Hamster und Maulwürfe. Frösche scheinen eine



Lieblingsspeise zu sein, denn er fängt sie oft massenweise und sammelt sie in seiner Behausung. In Notzeiten begnügt er sich auch mit Schnecken. Aber er scheint auch eine verwöhnte Zunge zu haben, denn er schleckt gerne Honig und frißt süße Früchte. — Im Gegensatz zu anderen Marderarten hat er die Gewohnheit, Vorratslager einzurichten, und nicht selten findet man in seinen Löchern Mäuse, Vögel, Frösche und Eier aufgestapelt.

Im März ist die Ranz- oder Rollzeit des Iltis und nach etwa acht Wochen bringt das Weibchen vier bis sechs Junge zur Welt, die von der Mutter, auch gegen Menschen, todesmutig verteidigt werden. Nach sechs Wochen begleiten die Jungtiere die Alten bereits zur Jagd, und nach drei Monaten sind sie erwachsen.

Der Iltis ist nach Marderart ein Raubtier der Nacht. Tagsüber läßt er sich nicht stören und schläft tief und fest. [Daher auch das Sprichwort: »Er schläft wie ein Ratz«.] Ratz ist ebenfalls eine Bezeichnung für den Iltis. Der Iltis wird vorwiegend mit den Tellereisen gefangen. Der Fang bereitet keine großen Schwierigkeiten. Man muß nur die Lieblingsplätze erkunden, und mit Hilfe von stinkigem Luder ist der Iltis bald in der Falle. Die besten Landiltisse kommen in Deutsch-

land vor, insbesondere in den Ländern Holstein, Ostpreußen und Bayern. Eine geringe Zahl guter Iltisse lieferte auch Holland. Auf dem Balkan werden auch viele Iltisse gefangen, sie sind aber meistens hellfarbig. Der sogenannte weiße oder russische Iltis [*putorius evers-manni*] hat sein Verbreitungsgebiet vom östlichen Rußland durch Sibirien, Turkestan, Mandschurei und Mongolei. Er ist kleiner als der Landiltis, etwa 35 bis 45 cm lang. Das Haar ist viel kürzer und flacher. Über der weißlichgelben Unterwolle liegen die kurzen schwarzen Grannen sehr verstreut. Er wohnt hauptsächlich am Rande der Wälder und in der Steppe und lebt von Murmeltieren, stellt aber auch Ratten und Mäusen stark nach.

Es ist hier angebracht, auch kurz über den sogenannten »vir-ginischen Iltis« zu sprechen. Diese Bezeichnung ist aber gänzlich falsch, hat sich aber im deutschen Rauchwarenhandel eingebürgert. Bei diesem größten aller Marder — er wird bis zu 90 cm lang mit einem Schweif bis zu 50 cm Länge — hat man es mit dem Fischermarder zu tun. Auch gibt es in Virginia keine Iltisse. Das Tier lebt vorwiegend in den kanadischen Urwäldern und steht unter Tierschutz. Zur Zeit soll aber die Jagd zeitweise freigegeben werden. Ein sehr naher Verwandter des Landiltis ist der Tigeriltis oder Perwitzky. Seine Heimat ist der größere Teil Zentralasiens, Westsibiriens und das südöstliche Rußland. Das Fell wird bis zu 35 cm lang mit einem Schweif bis zu 15 cm Länge. Das kurzhaarige Fell ist glänzend nerzbraun, durchsetzt mit zahlreichen unregelmäßigen gelben Flecken. Die Unterwolle ist graubraun. Trotz der weiten Entfernung hat er aber eines sehr gemeinsam mit unserem Iltis, er ist auch ein Stänker.

Indische Lammfelle [Pakistanische Multan Lammfelle]

Pakistanische und Indische Lammfelle sind zum weitaus größten Teil weiß, wenn sie auf den Markt kommen, und nur ein ganz geringer Prozentsatz besteht aus farbigen bzw. gescheckten Fellen. Dieses wesentliche Merkmal der weißen Farbe gibt den Fellen den großen Vorzug gegenüber anderen gelockten Artikeln, denn man kann sie der Mode entsprechend in die beliebtesten, gangbarsten Farben und Farbschattierungen färben. Soweit es sich um die Farbe des Felles handelt, darf man wohl für den Augenblick sagen, daß vor allem braun [nigger-, hell- und dunkelbraun], grau und schwarz den Vorzug genießen.

Die Verschiedenartigkeit der Pakistanischen und Indischen Lammfelle untereinander sind zum Teil auf die Klima- und Fütterungsverhältnisse in den entsprechenden Bezirken zurückzuführen. Die Pakistanischen Felle, unter der üblichen Bezeichnung »Multan Lammfelle« bekannt, sind größer, stärker im Leder und in der Locke als Indische Lammfelle, die unter dem Namen »Delhis« gehandelt werden. Bei der Bewertung dieser beiden Provenienzen würde ich die »Delhis« etwa 20 bis 25 Prozent geringer bewerten. Als Beispiel sei angeführt, daß ein Kürschner zur Herstellung eines modernen Mantels etwa 40 Multan-Lammfelle benötigt, dagegen aber 50 Delhis erforderlich sind, um den gleichen Mantel anzufertigen.

Folgende Sorten werden unterschieden:

1. Nazukchas

Dieses Wort aus dem blumenreichen Wortschatz des Urdu, der Landessprache Pakistans, ins Deutsche übertragen, heißt:

»delikat«.

2. Guldars [deutsch: blumig]

Ebenfalls ein Fell von hervorragender Qualität, aber etwas stärker im Leder und gröber in der Locke. Doch gerade diese Eigenschaften verleihen den Guldars ihre besondere Brauchbarkeit für die Mantelverarbeitung und für Besatzzwecke.

3. Moires

Ein flacher, etwas gewellter Felltyp, der von totgeborenen bzw. neugeborenen Tieren stammt. Die Felle sind in ihrer Zeichnung verschieden. Es gibt besonders unter diesen Fellen sehr geringe Qualitäten, von denen die »niggerlockigen« besonders zu erwähnen sind.

Alle diese Felle werden natürlich innerhalb der jeweiligen Provenienzen in erste, zweite, dritte und vierte Qualität sortiert, und damit wird ein Standard-Sortiment aufgestellt, das für alle Käufe maßgebend ist. Hinsichtlich der Locke lassen sich mit den Persianer-Lammfellen gewisse Vergleiche anstellen, doch das erfahrene Auge wird immer feststellen, um welches Fell es sich handelt oder aus welchem ein Mantel angefertigt wurde. Mit Ausnahme der Moires werden alle Felle von den Lämmern im Alter von zwei bis vier Tagen

genommen. Reguläre Zuchtfarmen für diese Lämmer gibt es weder in Pakistan noch in Indien. Die Felle werden vielmehr von den Bauern dem lokalen Händler abgeliefert, der seinerseits dann in gewissen Abständen die gesammelte Ware zu seinem Kommissionär auf den Markt bringt. Bis zu diesem Zeitpunkt sind die Felle ungewaschen. Erst nachdem der Käufer die Ware übernommen hat, werden die Felle gewaschen, getrocknet, sortiert und in den verschiedenen Qualitäten gebündelt. Erst hiernach gelangt die Ware zur Verschiffung. Die Kontraktbasis mit den westlichen Käufern ist im allgemeinen Verschiffung C & F oder CIF. Die wichtigsten Verschiffungshäfen sind Bombay [Indien] und Karachi [Pakistan].

Irbis

In den Bergen und Hochländern Zentralasiens vom westlichen Himalaja nach China und Ostsibirien lebt eine große Raubkatze, der Irbis, auch Schneeleopard genannt. Er wird bis zu 2 m lang und hat einen 90 cm langen Schweif. Die Grundfarbe ist ein zartrötliches Weiß, das Haar ist fast 5 cm lang und sehr weich und dichtwollig. Längs des Rückens ziehen sich Reihen geschlossener schwarzer Flecken, auf den Seiten unregelmäßig verteilte, halboffene Ringe. Der lange, dichtwollige, langbehaarte Schweif ist rötlich-weiß mit schwarzen, regelmäßigen, ringförmigen Querbinden. Der Bauch ist weiß und langhaarig und gibt so dem Tiere eine gewisse Ähnlichkeit mit einem hellfarbigen Luchs. Der Pelz eignet sich zur Herstellung sportlicher Mäntel und Jacken.

Kanin

Das Kanin gehört zur Ordnung der Nagetiere und lebt in den gemäßigten Zonen aller Erdteile. Lediglich in Australien ist das Kanin im Jahr 1864 durch den australischen Schafzüchter Robinson eingeführt worden. Die Urheimat der Kaninchen ist in den Mittelmeerländern zu suchen. Grundsätzlich unterscheidet man zwischen Wildkanin und Zahmkanin. Das Wildkanin kann bis 2 kg schwer werden, während das Zahmkanin wesentlich größer ist. Gewichte von 6 bis 7 kg sind keine Seltenheiten, und auch im Haar ist das Zahmkanin oder Zuchtkanin wesentlich besser. Größe, Haargüte und Farbe sind entsprechend dem großen Ausdehnungsgebiet und der ungeheuren Zahl von Rassen stark verschieden. Die verbreitetste Art ist das [graue] Landkanin oder der Stallhase. Andere Rassen: französische Riesen- und Grausilber [blaugraue Unterwolle mit silbergrauen Grannen]; belgische Riesen, weiße Riesen, Widder, Chinchilla, blaue und weiße Wiener; Alaskakanin [graublau Unterwolle, glänzend schwarze Grannen]; Havanna-Kanin [blaugraue Unterwolle, feine havannabraune Grannen]; Black-and-tan [deutsch = Schwarzloh; schwarz und bräunliche Zeichnung]; polnische Weiß-Kanin [weiß und sehr rauch]; Angora [weiß, sehr lang und weich im Haar; weniger für Kürschnerzwecke geeignet]; Chinesische Weiß-Kanin [Tung-chow-Kanin kommen fertig zugerichtet, Dahjin-Kanin, die besonders weiß, rauch und seidig sind, roh in den Handel] sind klein und infolge der dünneren Unterwolle meist flach; eine gut brauchbare Hermelin-Imitation, daher auch der Name »Hermelin-Kanin«. Japanische Weiß-Kanin, besonders gut aus Hokaido [Jesso] und Nord-Hondo, sind größer und raucher als die chinesischen, vor allem ist die Unterwolle sehr voll; sie sind gut geeignet zum Rupfen und Scheren. Die australischen Kanin, meist Wildkanin, stellen die Hauptmenge an Fellen, durchschnittlich stehen sie an Güte den europäischen Kanin nach. Der schon genannte australische Schafzüchter ließ sich 13 Kaninchen aus England schicken, um sie als Jagdwild auszusetzen. Er hatte damals keine Ahnung, daß dieser Eingriff in den Haushalt der Natur den australischen Staat noch Milliarden Mark kosten sollte. Denn schon sechs Jahre später musste Robinson 20 000 Wildkaninchen auf seinem Grundstück töten, er wurde ihrer trotzdem nicht Herr. Denn hunderttausend andere Kaninchen begaben sich auf die Wanderschaft. Sie eroberten Australien. Heute werden jährlich 600 bis 800 Millionen Kaninchen erlegt, deren Fleisch und Felle exportiert werden. Der deutsche Rauchwarenhandel unterscheidet die Rohware im Leder-Kanin [für Feinlederzwecke], Schneide-Kanin [für Hutherstellung], Angora-Kanin [für Wollgewinnung] und Kürschner-Kanin. Die Kürschner-Kanin sind nochmals in vier Sorten unterteilt.

Bis 1920 führte Frankreich auf dem Gebiete der Kaninveredelung. Die deutsche Veredelungsindustrie verstand es aber, in den 20er Jahren bessere Kaninveredlungen zu bringen und auch heute steht das deutsche veredelte Kaninfell wieder an erster Stelle.

Das Kanin eignet sich besonders gut für Imitationszwecke, weil es Farbe gut annimmt und sich leicht im

Haar behandeln läßt, gut aussieht und billig ist. Infolge Krieg und Inflation [Mangel und Unerschwinglichkeit der anderen Felle] nahm die Kaninverwendung und der Fortschritt der deutschen Kaninveredlung gewaltig zu.

1. Naturell bleiben meist die guten und einfarbigen [weiße, blaue, Silber, Hermelin, Havanna, Alaska], Schwarzloh ungleichmäßig und schöne gezeichnete Shecken. Allenfalls werden solche Felle im Haar behandelt: weiße geschoren oder gerupft, einfarbige gerupft.

2. Färbung und Veränderung der Haarstruktur:

a) Felle mit schönem langen Oberhaar [»Oberhaar-Kanin«] werden zu Imitationszwecken skunk-, zobel-, nerz-, chin-chilla-, feh- und blaufuchsfarbig gefärbt.

b) Felle mit dichter, feiner und weicher Unterwolle werden nach entsprechender Färbung und Haarbehandlung [die Granne wird ausgerupft, oder aber die ganzen Felle werden geschoren und dann maschinert, d. h. die Grannenreste entfernt] zu Maulwurf-Kanin, Biberette und Seal-Kanin [Imitation des Pelzseehundes] veredelt; zu Sealkanin als der wichtigsten Kaninveredlung noch ein paar Bemerkungen: Der noch oft zu hörende Name »Elektrik-Seal« oder »Seal Elektrik« ist auf eine ältere Methode der Grannentfernung zurückzuführen; hierbei wurde die Granne durch einen mittels Elektrizität zum Glühen gebrachten Platindraht herausgesengt. Man unterscheidet deutsche und französische Seal-Kanin. Die französischen sind bis auf den Grund gefärbt, die Farbe ist matt mit einem Stich ins grün-graue und färbt leicht ab; das Leder ist meist brüchig, doch gibt es auch unter den französischen gute Qualitäten. Bei den deutschen Seal-Kanin ist das Leder weicher und dehnbarer, der Haargrund ist goldbraun, die Deckfarbe glänzend schwarz, die Felle färben nicht ab. Seal-Kanin dürfen nicht einfach als »Seal« angeboten werden, auch nicht als »Australisch Seal«, falls als Rohstoff australische Wildkanin verwendet wurden.

c) Zur Imitation von Leopard, Ozelot, Katzen, Hamster, Fehwamme, Lyra-Skunk u. a. wird die Zeichnung unter Zuhilfenahme von Schablonen aufgetragen oder aufgespritzt.

d) Für Besatzzwecke färbt man dann noch auf eine Reihe von Fantasie- oder Modefarben, z. B. Rosenholz, Mahagoni, Gold, beige, zimtbraun, maron [kastanienbraun], milchkaffeeartig usw. Die Bleichtechnik ermöglicht es, zu diesen Färbungen nicht nur weiße Felle, sondern auch einfarbige zu verwenden.

e) Auch in der Schur hat man heute schon gewisse Fantasiewirkungen hervorgebracht, z. B. Rillen- und Wellenschur. Zu Pelzwerk verarbeitet man nur rauche Felle mit gutem Leder; alle übrigen wandern in die Leder- oder Hutindustrie.

Känguruh und Wallaby

Die Beuteltiere sind in Australien und den benachbarten Inselgruppen beheimatet. Känguruh und Wallaby gehören in die gleiche Ordnung der Beuteltiere; nur die kleinen Unterarten werden als Wallaby bezeichnet. In der Rauchwarenwirtschaft werden nur die Felle der jungen Tiere des Riesen-känguruhs gebraucht [grau-bis dunkelbraun mit weißlichen Spitzen; Unterseite ganz hell, vielfach fast weiß], die Felle der Weibchen des roten Känguruhs [die im Gegensatz zu den roten Männchen graublau gefärbt sind] und die Felle der Weibchen des blauen Känguruhs [rauches, weiches Haar, auf dem Rücken hellblaugrau, auf der Unterseite weiß; das Leder ist dünn] und die Felle der Wallaroo oder Gebirgskänguruhs [kleinste Känguruhart, Männchen dunkelbraun, Weibchen hellgrau]. Die Wallabies sind von bedeutend größerem Wert für den Rauchwarenhandel. Auch hier werden mehrere Arten unterschieden. Das Rock-Wallaby oder Felsenkänguruh: 50 bis 60 cm lang. Das gut rauche Haar ist schön weich. Die Unterwolle ist bläulich, die Granne bei der einen Art gelbrötlich, nach dem Rücken zu dunkler und im Grotzen schwärzlich; bei einer anderen Art ist die Granne rötlichbraun, geringelt und hell gespitzt; auf jeder Schulter hat diese Art einen hell-graublauen Streifen. Der Schwanz ist hier, wie bei allen anderen Wallabies, unbrauchbar, darum selten im Fell belassen. Das Busch-Wallaby, für die Kürschnerei am wichtigsten und auch am wertvollsten, ist größer als das Rock-Wallaby, etwa 60 bis 80 cm lang. Das mittellange Haar ist etwas gröber als bei jenem, eignet sich aber sehr gut zum Färben. Die Grundfärbung ist hier rötlich-grauweiß, die Grannen sind grau und rötlich-gelb geringelt.

Das Perl-Wallaby ähnelt in seiner Färbung stark dem australischen Opossum. Das Sumpf-Wallaby, die größte Art, wird bis ein Meter lang. Die wenig dichte Unterwolle ist hier hell; die Grannen, lang und schön dicht, sind rötlich und dunkel-bis schwarzbraun geringelt; auf der Unterseite mehr gelbbraun. Vorwiegend werden

Känguruh und Wallaby skunks-oder zobelfarbig veredelt und zur Mantelherstellung und für Galanteriezwecke gebraucht.

Haus- und Wildkatzen

Auf der Suche nach der Urheimat der Katzen führen alle Wege nach Ägypten und Nubien. Als heiliges Tier bewachten und bevölkerten Katzen als »verkleinerte Löwen« die Tempel der Löwengöttin Bast. Sie konnten nur eines natürlichen Todes sterben, und so vermehrten sich die Katzen ungeheuerlich. Nach ihrem Tode wurden sie mumifiziert und in besonderen Gräbern beigesetzt. Forscher fanden eine derartige Grabstätte mit mehr als 100 000 Katzenmumien. Allmählich verbreiteten sich die Katzen in angrenzende Länder. In Europa und in Deutschland wurde die Hauskatze erst durch die weiten Fahrten der Kreuzritter bekannt und heimisch. Sie brachten die Katze als Andenken aus fernen Ländern mit. — Heute ist die Hauskatze das sprichwörtliche Haustier, und es erübrigt sich, über die Lebensweise dieses kleinen Räubers etwas zu sagen. Sprichwörter kennzeichnen treffend viele der besonderen »Katzen-Eigenschaften«. Auch im Volksaberglauben spielt die Katze eine bedeutende Rolle. Sogar das Fell der Katze ist volkstümlich als schmerzlindernd und wärmespendend bei bestimmten Erkrankungen beliebt und gesucht. Für den Kürschner ist die Katze, bedingt durch die interessanten Farbvariationen, ein beliebtes Fell zur Herstellung jugendlicher und sportlicher Pelzmäntel und Pelzjacken. Obwohl die Katzen leicht »haaren«, besitzen sie doch eine gute Haltbarkeit. Die brauchbarsten Katzen liefern Europa und Ostasien, während die Katzen der übrigen Erdteile für den Kürschner durch die geringe Qualität ohne Interesse sind.

Im Rauchwarenhandel sortiert man die Vielzahl der Farben und Zeichnungen in »schwarze Katzen oder Genotten« sowie »Cyper- und Räder-Katzen« und »Scheckenkatzen«. — Die schwarzen Katzen oder Genotten kommen vorwiegend aus Holland und Deutschland. Die weißlich-graue dichte Unterwolle wird von dichten bräunlich bis schwarz gefärbten Grannenhaaren überdeckt. Zwischen Haarfarbe und Rauche bestehen gewisse Beziehungen. Je; dunkler die Haarfarbe, um so raucher die Haarqualität. Die Cyperkatze kann eine gelblich-, bräunlich- oder bläulich-graue Farbe haben mit schwärzlicher Stichelung. Regelmäßig angeordnete schwarze Flecken und Querbinden geben dem Haar eine besondere Zeichnung. — Von gleicher Haarfarbe zeigt die Räderkatze im Grotzen einen breiten oder zwei bis drei schmale dunkle Streifen. Seitlich schließen sich dunkle Flecken und Querbinden an, die eine räderartige Zeichnung darstellen. — Spielarten der Cyper- und Räderkatzen sind in der blaugrauen Müller- und in der roten Feuerkatze zu suchen. Allerdings treten die markanten Zeichnungen etwas schwächer hervor. Unter den Schek-kenkatzen findet man eine Sammlung der verschiedenartigsten Farben. Vorwiegend werden diese Scheckenkatzen eingefärbt und kommen als skunksgefärbte Katzen auf den Markt. Vielfach hat man auch Katzen geschoren und den hellen Untergrund mit anderen Pelztierfarben bedruckt oder schabionisiert.

Irreführend werden oftmals die eben beschriebenen Hauskatzen von Detail-Händlern als Wildkatzen bei der Kundschaft angepriesen, um den Anschein einer besonderen Rarität zu erwecken. Dies ist unstatthaft, da die Wildkatze ein besonderes Fell hat und nur noch selten in Europa oder Asien vorkommt. In Deutschland ist sie kaum noch anzutreffen. Zumeist handelt es sich bei den herumstreunenden Tieren um »verwilderte« Hauskatzen. Das Fell der Wildkatze ist bedeutend größer und wird 70 bis 80 cm lang. Der dicke runde Schweif erreicht eine Länge bis zu 25 cm und ist an der Spitze schwarz beringt. Das 2 bis 3 cm lange Haar ist dicht und weich. Über einer bläulichen Unterwolle liegt das gelbbraune bis blaugraue Oberhaar, einfarbig oder vielfach gefleckt und leicht gezeichnet. Entsprechend dem ausgedehnten Verbreitungsgebiet können die Farben heller variieren und die Zeichnungen stärker hervortreten. Besonders hellfarbige große Wildkatzen können gut als Ersatz für Luchs verwandt



werden.

Die »Steppen- oder Manulkatze« von der Größe unserer Hauskatze bewohnt, wie der Name schon sagt, die Steppen Südosteuropas und Asiens. Der buschige Schweif kann die Hälfte der Körpergröße erreichen. Das Fell ist sehr lang, locker und weich behaart. Die weißgelbe Grundfarbe wird auf dem Rücken etwas dunkler und durch eingemischte braune Haare nebelartig schattiert. Die Brust ist braungefärbt. Der Schweif ist schwarz beringt und endet in einer schwarzen Spitze.

Alle diese vorbezeichneten Katzen dürften, trotz Unterschieden im Körperbau und der Haarbeschaffenheit, von der eingangs erwähnten Fahl- oder Falbkatze abstammen. Interessant dürfte dabei die Feststellung sein, daß verwilderte Hauskatzen, in der Freiheit vermehrt, nach einigen Generationen einen größeren Körperbau und stärkeren Haarwuchs bekommen.

Ozelot-, Leoparden- und Tiger-Katzen

In Südamerika, Asien und Afrika lebt eine große Anzahl Wildkatzen, die in ihrer Zeichnung und Färbung in etwa ihren größeren Artgenossen, Ozelot, Leopard und Tiger, gleichen. Zoologisch verschiedenartig benannt, hat sie der Rauchwarenhandel einheitlich, wohl getrennt durch die Herkunft, als Ozelot-, Leoparden- und Tigerkatzen bezeichnet. In ganz Südamerika leben die verschiedensten Arten, die sich je nach Herkunft in Haar und Farbe unterscheiden. Bei einem Körperbau von etwa 50 bis 70 cm Länge hat das Tier einen etwa 30cm langen, gänzlich oder teilweise beringten Schweif. Das vorwiegend kurze und glatte Haar kann in der Grundfärbung fahlgelb, hell- bis dunkelgrau, rötlichgrau bis gelbbraun wechseln. Dunkelbraune, schwarzbraune oder schwarze Längsstreifen in regelmäßiger oder unregelmäßiger Folge und längliche oder runde Flecken geben dem Fell die charakteristische Zeichnung, die eben zu der entsprechenden Benennung führte. Nach den Seiten heller werdend, ist der Bauch etwas langhaariger und in der Farbe fast immer weißlich bis reinweiß. Die Klauen können mit Flecken und Streifen gezeichnet, aber auch schwarz gefärbt sein. China und Tibet liefern die größte Anzahl asiatischer Tigerkatzen. Bei einer Größe von etwa 60 bis 85 cm ähneln diese Felle in Zeichnung, Farbe und Haar den südamerikanischen Wildkatzen. Vielfach kommen die chinesischen Felle zugerichtet, bereits zu primitiven Kreuzen verarbeitet, nach Europa auf den Markt. Die indischen Katzen sind seltener im Handel. Bei einer Größe von 30 bis 80 cm ähneln diese Katzen den vorherbezeichneten Arten. Lediglich Tiere, die aus den Steppen kommen, haben ein gröberes und helleres Haar. Afrikanische Tigerkatzen sind ebenfalls selten im Handel anzutreffen, da diese Felle vorwiegend im Lande selbst verbraucht werden.



Serval oder Buschkatze

Auch der Serval ist eine Tigerkatzenart, darf aber nicht mit der fälschlich als Serval bezeichneten Zibetkatze verwechselt werden, da diese zu den Schleichkatzen gehört. Der in Asien und Afrika beheimatete Serval stellt zoologisch den Übergang zu den Luchsarten dar. Die größeren Servals kommen aus Afrika und sind an der Westküste, in Ostafrika und Algier verbreitet. Etwa 90 bis 95 cm lang erreicht der dicke, dicht behaarte walzenförmige Schweif eine Länge von etwa 35 cm. Von heller, fahlgelber bis rötlich gelber Grundfarbe laufen vom Scheitel über Nacken und Schultern fünf schmale schwarze Längsstreifen, und längs des Rückens verlaufen fünf unterbrochene Streifen schwarzer Flecken; seitlich befinden sich runde Flecken, während der Bauch weiß gefärbt ist. Merkwürdig sehen die langen Beine des Tieres aus. Eine kleinere Art hat nur einen kleinen Schweif und drei Längsreihen schwarzer Flecken, während die Grundfarbe rotgelb und der Bauch beige gefärbt ist.

Der indische Serval, in der Grundfarbe dunkelgrau, wird etwa 30 cm lang und ist ähnlich wie der afrikanische Serval gezeichnet. Im Himalaya lebt ein etwas kleinerer Serval mit einem kürzeren Schweif. Die Behaarung

ist kurz und dicht, und vier schmale Streifen, braunschwarz gefärbt, verlaufen von der Stirn bis zum Schweif. Die Lebensweise der Servals ist die eines gefürchteten Raubtieres, und er hält sich vorwiegend in Wäldern auf. Seine Mordlust ist größer als sein Hunger, und so kann er unter dem Jagdwild großen Schaden anrichten.

Kolinsky

Der aus Sibirien stammende Kolinsky wird auch Erdmarder und Feuermarder genannt. Der erste Beinamen mag auf seine Behausung, der zweite Name auf die helle Haarfarbe Bezug nehmen. Er erreicht eine Länge von 35 bis 45 cm und hat einen feinhaarigen Schweif, der bis 15 cm lang wird. Das kurze dichte Haar ist von rötlichgelber bis bräunlichgelber Färbung. Die feinsten Felle sind die Kutnetzker, dann die Jakutsker, die groß, aber etwas grobhaarer sind mit sehr guten Schweifen. Die Tomsky sind etwas kleiner. Die ortsibirischen oder Amur-Felle sind groß, aber etwas grob. Durchweg werden die Kolinsky auf Nerz oder Zobel eingefärbt. Die Schweife werden der Pinselfabrikation zugeführt.

Lammfelle

In den letzten Jahren hat die Mode Lammfelle aller Arten stark begünstigt. Durchweg handelt es sich um Jungtiere, deren Haar noch weich und seidig und die Lockenbildung noch nicht verwildert ist. Vielfach wurden auch Lammfelle geschoren, um besondere Effekte zu erzielen. Früher vernachlässigte Lammfelle wurden für die Kürschnerei wieder entdeckt. Durch diese Konjunktur wurden auch vielfach Beinamen geprägt, die in der Rauchwarenwirtschaft bisher unbekannt waren. Vorwiegend Südamerika, Europa und Asien bringen eine Fülle interessanter Lammfelle, die wir zoologisch zu den Kurzschwanzschafen zählen. Man unterscheidet zwischen den Schmaschen, das sind Felle von totgeborenen oder während des Lammens eingegangenen Tieren und den Läm-mern, die einige Tage gelebt haben. Je nach Rasse und Herkunft kommen alle Größen zwischen 25 und 75 cm, die unterschiedlichsten Färbungen und Haarqualitäten vor. Die wesentlichsten Sorten sind folgende:

1. Buenos-Aires-Schmaschen. Die Hauptmengen an Schmaschen liefert Südamerika; der Hauptstapelplatz hierfür ist Buenos Aires (Name!). Die 40 bis 55 cm langen Felle zeigen kleine, feste, knopfartige Löckchen. Eine besonders schöne Sorte unter ihnen sind die unter der Bezeichnung »Caloyos-Schmaschen« gehandelten, sehr feinwolligen Felle der Merinoschafe, sie übertreffen, obwohl kleiner als diese, die spanischen Caloyos in der Güte von Haar und Leder; beste Felle erreichen in der Feinheit des Haares und der Schönheit der Moireezeichnung gute Astrachan. In der Veredlung nehmen Buenos-Aires-Schmaschen leicht Farbe an und werden darum gern gefärbt, meist schwarz, daneben braun und blau, vereinzelt auch grau. Eine besondere Veredlung erfolgt durch das Scheren, nach welchem ein breitschwanzähnliches Muster heraustritt; nach entsprechender Färbung [schwarz, beige, goldbraun u. ä.] werden diese »imitierten Breitschwanz« [so ist die einzig richtige Bezeichnung] unter den irreführenden und unzulässigen Namen »Broadtail«, »Buenos-Breitschwanz«, »amerikanischer Breitschwanz«, »südamerikanischer Breitschwanz« gehandelt; bei ihrer Anpreisung darf dem Kunden kein Zweifel gelassen werden, dass es sich hier nicht um echte, d. h. vom Karakulschaf stammende Felle handelt.

2. Chinesische Lammfelle oder Schanghai-Mufflons [zum Unterschied von russischen Mufflons, bei denen es sich um Ziegenfelle handelt]. Das meist feine und glänzende Haar ist hier immer weiß. Die meisten kommen als »Chekiang-Lamm-felle«, zugerichtet und gefärbt auch als »Chekiang-Karakul« in den Handel; bei ganz jungen Tieren gewinnt man Felle von feinstem Galjak-Charakter bis zu gut gemustertem, breitschwanzartigem Moiree. War das Tier bei der Schlachtung schon älter und das Haar mehr entwickelt, so werden die Felle als »chinesische oder Schanghai-Mufflons«, auch vereinzelt unter der amerikanischen Bezeichnung »Tibetin« gehandelt; das jetzt 2 1/2 bis 5 cm lange offenlockige Haar übertrifft dann an Feinheit, Weichheit und Glanz alle anderen Lammfelle. Andere chinesische Lammfellarten sind die »Shantafus«, welche mehr astrachanähnlich sind, und die »Tsinnin«, die ganz flach, teils galjak-, teils breitschwanzartig gemustert sind; letztere werden oft auch unter dem Namen »Tsinnin-Breitschwanz« gehandelt. Die Klauen der Chekiang, Shantafu und Tsinnin kommen, zusammengesetzt zu Tafeln, als »chinesische Karakulklauentafeln« in den Handel.

3. Angora-Lamm (nicht zu verwechseln mit Angora-Ziege); Felle des englischen Lincoln- und Leicesterschafes; in England aus Kleinasien eingeführt und durch Hochzüchtung soweit ausgebildet, daß England heute für Angora-Felle maßgebend ist; die echten Angora sind nicht so wertvoll. Die 12 bis 25 cm lange, feinseidige Wolle ist weiß.

4. Deutsche Lammfelle eignen sich weniger zur Herstellung von Pelzbekleidung, vorwiegend werden diese zu Decken und Kindergarnituren verarbeitet.

5. Balkan- und ungarische, Zackelschaf; nach der Herkunft unterscheidet man Jugoslawier, Mazedonier, Bulgaren, Griechen, Türken, wobei die Jugoslawier die feinsten sind [klein, naturschwarz, die feine Wolle ist an der Spitze in Löckchen gedreht], während die anderen Sorten größer, länger und gröber in der Wolle sind.

6. Italienische: Triester [größte Mengen, feine, etwas offene Locke], Turiner [fein glänzend, schwarz], Korsikaner [klein, kräftig, glatthaarig], Kalabreser [groß, krauslockig], Sizilianer [kräftig, in den Wellen gelockt].

7. Spanische: schwarz, kurzlockig, mit etwas Zeichnung leicht, verschiedene Sorten. Besonders schön sind die Caloyos, größer und kräftiger im Haar und Leder als die südamerikanischen, aber feinste Qualitäten kommen auch hier an Astrachan heran.

8. Isländer: klein, mit dichter feiner Unterwolle, Locke lang und fein gekräuselt.

Zusammengefaßt lassen sich also folgende Aufteilungen finden: Südamerikanische Lammarten: Borregos, Borregitos, Buenos, Lincoln, Montevideo [für Futterzwecke].

Europäische Lämmer: Spanische Caloyos, portugiesische und italienische Milchlämmer, sämtliche anderen Lammarten vorwiegend aus Italien, Spanien, in kleinerem Umfange auch aus Griechenland, Bulgarien, Jugoslawien, Holland und Norwegen. Deutsche Schmaschen, Forschen, Lammfelle und Schaffelle.

Asiatische Artikel: Chinesische Artikel: Chekianglammfelle, Mongolin, Kid, Slinks. Indische Lammfelle: Multan, Guldar, Nazukschas. Bagdadlammfelle, Schiraslammfelle, Merluschki, persische Lammfelle, Aleppo-Schmaschen.

Leopard und Jaguar

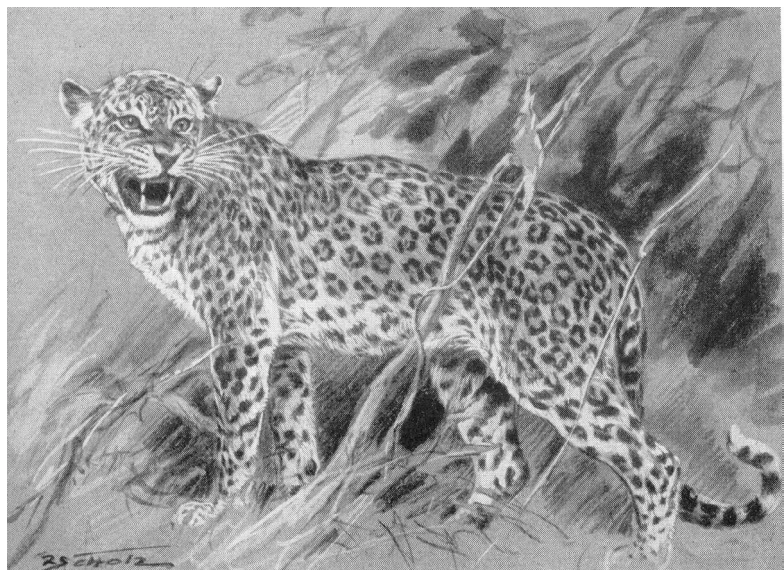
Das malerische Pelzwerk des Leoparden und Jaguars, dieser getüpfelten Großkatzen, hat in den letzten Jahren genau so an Beliebtheit zugenommen, wie das bekannte Ozelotfell. Während dieses trotz seiner lebhaften Farbe und Zeichnung einen noch verhältnismäßig ruhigen Eindruck ausübt durch seine oft wiederholte kleine Musterung, besitzt das Fell der großen Raubkatzen eine unvergleichlich auffallende, direkt blendende Wirkung. Man kann verstehen, dass es erst in den letzten Jahrzehnten unserer modernen, vorurteils- und skrupellosen Zeit für die Damenbekleidung herangezogen wurde. Im Altertum dagegen wurde das Fell des Leoparden nur von Männern getragen, und hauptsächlich von dem kriegerischen Mann. Im alten Ägypten und Griechenland wurden nur Fürsten und Helden zum Zeichen ihrer Würde mit Leopardenfell geschmückt.

Das Fellkleid des Leoparden und des Jaguars sind sich so ähnlich wie die Tiere selbst und ihre Lebensweise. Der Jaguar ist zwar größer, stärker und etwas schwerfälliger als der Leopard; trotzdem könnte man ihn den Leoparden der neuen Welt nennen; denn seine Heimat ist das südliche Amerika, während der Leopard [auch Panther genannt] Asien und Afrika bewohnt. Selbstverständlich bilden beide Tierrassen in den gewaltigen Räumen ihrer Ausbreitung zahlreiche Unterarten, die im Ton der Grundfarbe und in der Zeichnung verschieden sind. Da sich die Lebensweise beider Großkatzen nur wenig voneinander unterscheidet, genügt es, wenn wir den Leoparden biologisch beschreiben. Wie schon erwähnt, bildet der Leopard [auch Panther, Pardel oder Parder genannt, *felis pardus*] in seinem riesigen Verbreitungsgebiet örtlich verschiedene Lokalrassen, die in Körperbau und Färbung sowie in Formgröße und Anordnung der Flecken mehr oder weniger voneinander abweichen. Diese Tatsache ist gerade für den Pelzfachmann wichtig. Der Leopard gehört in die Ordnung der Raubtiere und in die Familie der Katzen. Die Größe des Tieres schwankt je nach seinem Wohngebiet. Die Körperlänge beträgt 120 bis 150 cm, die Schwanzlänge 60 bis 95 cm, die Schulterhöhe 45 bis 60 cm. Der Panther ist eine große, schlanke Katze mit gedrungenem Körper, mittelhohen Beinen und sehr langem Schwanz. Die Grundfarbe des Pelzes ist ein Gelb, das von einem dunkeln Okergelb über ein helles Sandgelb zu einem weißlichen Hellgrau alle Abstufungen zeigt. Die Bauchseite sowie die Innenseiten

der Gliedmaßen sind grauweiß bis reinweiß gefärbt. Auf dieser Grundfarbe trägt das Fell des Leoparden zahlreiche schwarze Flecken oder Ringe. Vollflecke finden sich auf dem Kopf, auf der Brust und an den Beinen, während der Rücken, die Körperseiten, der Bauch und die Innenseiten der Gliedmaßen von Ringflecken bedeckt sind. Diese Ring- oder Hofflecken zeigen sehr verschiedene Größen; man findet sie von 2 bis 7 cm im Durchmesser. Der Schwanz ist bei manchen Tieren nur gefleckt, bei ändern fließen die Flecken am Ende zu Ringen zusammen, die jedoch auf der Schwanzunterseite nicht geschlossen sind. Die Flecken lassen häufig auch eine Anordnung in Reihen erkennen, besonders auf dem Rücken. Natürlich finden sich bei diesen Großkatzen auch Farbabweichungen. So gibt es nicht selten schwarze Panther, auf deren Fell die Flecken nur bei stärkster Beleuchtung ganz verschwommen zu erkennen sind. Der Leopard oder Panther ist zweifellos die schönste aller Katzen. Die unvergleichliche Farbenpracht seines Felles wird begleitet von der Geschmeidigkeit seines Körpers. Jede seiner Bewegungen ist so biegsam, so federnd, gewandt und behende, daß man an dem Tiere seine wahre Freude haben muss, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge. Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleicher Leopard wird für jedermann zu einer wahren Augenweide.

Die Heimat des Panthers ist sehr ausgedehnt; sie umfaßt ganz Afrika und einen Teil Asiens. Der äußerste Nordosten des asiatischen Vorkommens ist das Amur- und Ussurigebiet. Der Leopard bewohnt das ganze asiatische Festland, sowie die Inseln Sumatra und Java. Auch in Ceylon, wo der Tiger fehlt, lebt eine der ostindischen Form nahestehende Rasse. Er findet sich überall, wo es zusammenhängende, dichte oder auch nur dünn bestandene Waldungen gibt. Grasige Ebenen liebt er nicht, er braucht Gebüsch oder wenigstens Anpflanzungen, um sich zu verbergen. Sehr gern zieht er sich in das Gebirge zurück, dessen reich bewachsene Höhen ihm gute Versteckplätze und reichliche Beute gewähren. Nicht selten sucht er sich seinen Aufenthaltsort nah an den menschlichen Wohnungen und unternimmt von hier aus seine Raubzüge. Unbedingt aber wählt sich der schlaue Räuber Plätze, die ihn soviel wie möglich dem menschlichen Auge entziehen. Ebenso wie körperlich ist der Leopard auch geistig das vollendete Raubtier. Er ist verschlagen, wild, mordlustig und dabei nichts weniger als feige. Er mordet alle Geschöpfe, die er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Schakale und Kleinvieh bilden wohl seine Hauptnahrung. Aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen nach, verfolgt Hühner und Vögel jeder Art, verschmäht selbst auch Lurche nicht. Unter eingepferchten Herden soll er manchmal ein richtiges Blutbad anrichten und in einer Nacht ein Dutzend und mehr Schafe töten. Obwohl er keine bedeutende Größe besitzt, ist der Leopard ein furchtbarer Feind aller Tiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem möglichst ausweicht. Er ist Meister in allen Leibesübungen, listiger als alle anderen Raubtiere. Er ist auch im Klettern und Schwimmen gleich geschickt. Mit der Kühnheit und Raublust verbindet der Leopard auch die größte Frechheit. Gelegentlich kommt er bis in das Dorf, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Haustier und schleppt es fort, ohne sich beirren zu lassen von dem Geschrei der Verfolger.

Wenn der Leopard seine Jungen bedroht glaubt, angegriffen oder verwundet wird, stürzt er sich auch rasend auf seinen Gegner, den Menschen. Man kennt aber auch Beispiele, dass die Großkatze ohne irgendwie gereizt zu sein, den Menschen angriff. Diese Fälle sind Seltenheiten in Afrika und in den meisten Teilen Asiens, während aber in Indien der menschenfressende Panther noch Ende des vorigen Jahrhunderts leider sehr häufig war.



Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, die dem Frühling der betreffenden Länder voraus gehen. Dann sammeln sich oft mehrere Männchen an einem Ort, schreien abscheulich nach Art verliebter Katzen, aber viel lauter und tiefer und kämpfen ingrimig untereinander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach 87- bis 99tägiger Tragzeit 2 bis 5 Junge, die blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. In Indien werden die Jungen etwa im Februar und März geboren. Es sind kleine, allerliebste Geschöpfe, eben sowohl was ihre schöne Zeichnung als ihr hübsches Betragen betrifft. Sie spielen lustig wie die Katzen untereinander mit ihrer Mutter, die sie mutvoll verteidigt. Freilebend verbirgt diese ihre Nachkommenschaft in einer Felsenhöhle, unter der Wurzel eines starken Baumes, in dichten Gebüsch. Sobald die Kleinen aber einmal die Größe einer starken Hauskatze erreicht haben, begleiten sie die Alte auf ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, dank des guten Unterrichts, den sie genießen, bald dahin, sich selbst ihre Nahrung zu erwerben. Eine säugende Alte wird zu einer Geißel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, ist aber dennoch vorsichtiger als je, und so kommt es, dass man nur in den seltensten Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann. Es ist verständlich, daß man überall einen Vernichtungskrieg gegen die raublustige Großkatze führt. Die Jagd auf sie ist schwieriger als die auf den Tiger, ihren großen Verwandten. Obwohl der Leopard überall zahlreich vorkommt, ist es schwer, ihn zu erlegen, da er so listig und kühn ist, wie kaum ein anderes Raubtier. Die Jagdarten sind natürlich höchst verschieden; sie ändern sich mit den jeweiligen Gebieten. Das Gewehr und die Falle spielen die Hauptrolle bei der Jagd auf ihn. Für uns Kürschner ist die Art des Fanges oder des Erlegens von großer Wichtigkeit; denn ein beschädigtes Fell vermehrt die Schwierigkeiten bei der Verarbeitung, die ohnehin bei dem so kompliziert gezeichneten Pelzwerk des Leoparden nicht gering sind.

Luchs [Lynx]

Der Luchs gehört zur Familie der Katzen, er ist die größte Raubkatze Europas. Bei uns in Deutschland ist er seit ungefähr 100 Jahren ausgerottet, doch seine Eigenschaften sind im Gedächtnis des Volkes noch gut bekannt, wie die geläufige Redewendung »Er hat Augen wie ein Luchs« wohl bekundet.

Sein Fell ist zwar nicht so populär bei uns, wie in manchen andern Ländern, aber ein Silberluchsbesatz ist einzigartig in seiner Wirkung und heute in der Damenwelt sehr begehrt. Noch im Mittelalter bewohnte der gemeine Luchs [*Lynx vulgaris*] ständig alle größeren Waldungen Deutschlands und seiner Nachbarländer. Er wurde überall sehr gehaßt und verfolgt. Um 1600 galt er allgemein als das schlimmste einheimische Raubtier. Später hat sich sein Vorkommen, infolge starker Verfolgung, schnell vermindert, und im vorigen Jahrhundert wurden nur noch in sehr waldreichen, wenig zugänglichen Gebieten [Bayrische Alpen, Harz, Ostpreußen] mehrere Exemplare der großen Katze erlegt. Diese Abschüsse waren aber damals schon große Ereignisse bei unseren Jägern und wurden darum genau registriert. Wir können also heute unseren Luchs nur im Tiergarten anschauen, wo das prächtige Tier hinter starken Gittern seine Tage verschläft; denn wie alle Raubtiere, so wird auch der Luchs erst gegen Abend lebendig.

Unser einst einheimischer Luchs [*Lynx vulgaris* oder *Lynx lynx*] wird reichlich 1 m lang, der Schwanz ist 15 bis 20 cm lang, und die Körperhöhe beträgt ungefähr 75 cm. Das Gewicht der Raubkatze schwankt zwischen 30 bis 45 kg. Das Tier hat einen gedrungenen, außerordentlich kräftigen Körperbau und auffallend mächtige Pranken, die uns an die eines Tigers erinnern. Der Schwanz ist sehr kurz und eigenartig stumm-eiförmig. Dem verhältnismäßig großen, katzenförmigen Kopf geben die 3 bis 4 cm langen, schwarzen pinseförmigen Haarbüschel an den Ohren und die unter den Wangen zu einem Bart verlängerten Haar das so charakteristische seltsame Luchs Gesicht. Der Pelz ist auf dem Rücken rötlichgrau bis weißlich gefärbt, ziemlich langhaarig und weich, während die Wamme grauweiß und von längerem Haarwuchs ist. Der Rücken zeigt undeutlich begrenzte, dunklere Flecken, die Seiten verwischte Querlinien. Die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine, die Füße mit einer weichen Fellschicht bedeckt, was dem Luchs das unhörbare Schleichen ermöglicht.

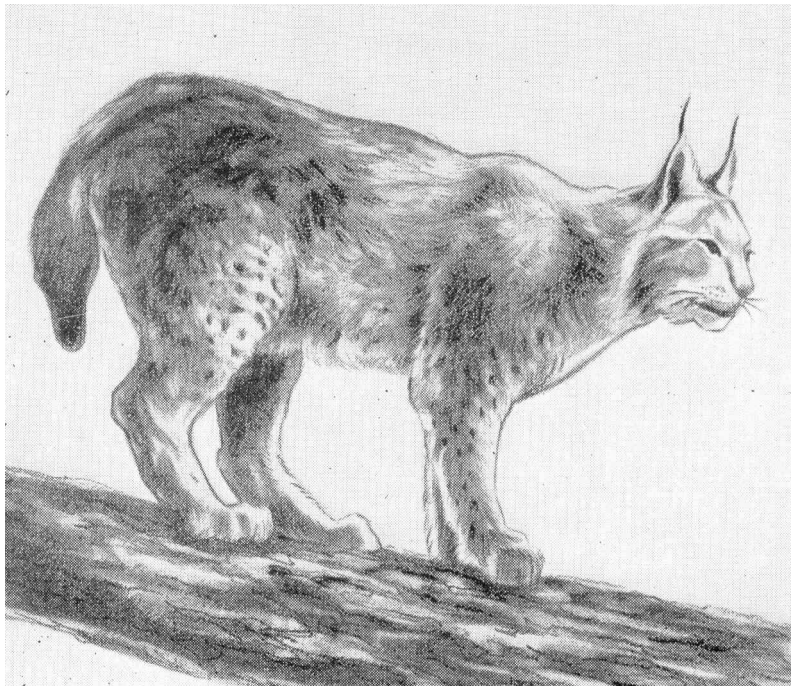
Das gegenwärtige Wohngebiet unseres in Mitteleuropa fast ausgerotteten Luchses umfaßt Skandinavien, Rußland, Siebenbürgen und die Gebirge Ungarns, Bulgariens und Rumäniens. Bedingungen für seinen ständigen Aufenthalt sind weite, unzugängliche, wildreiche Wälder. Der Luchs lebt meist ungesellig, selten in Gesellschaft von zwei oder drei Artgenossen. Unsere große Raubkatze steht an Begabung leiblicher und

geistiger Art hinter keiner anderen Katze zurück. Der so kräftige wie geschmeidige Leib und die sehr gut entwickelten Sinne kennzeichnen ihn als hervorragenden Räuber. Er geht ausdauernd, springt in erstaunlichen Sätzen dahin, klettert gut und schwimmt, wenn es sein muss. Gehör und Gesicht sind beim Luchs ganz vorzüglich ausgebildet. Er wird von allen Beobachtern als überaus vorsichtiges, listiges Tier geschildert, das seine Geistesgegenwart nie verliert.

Der Luchs wählt sich undurchdringliches Dickicht oder eine Felsenkluft als Lagerstatt. Die im Mai geborenen zwei bis vier blinden Jungen werden in einer tiefverborgenen Höhle, einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbau aufgezogen. Mäuse und Vögel bilden anfänglich ihre Nahrung. Der Luchs sucht sich als Beute jedes Tier, das er zu bewältigen glaubt. Vom kleinsten Vogel und Säugetier an bis zum Reh und Auerhahn ist kein Tier vor ihm sicher. Wo er haust, ist ein wildreiches Gebiet bald verarmt. Die starke Katze stürzt sich mit einem einzigen Satz auf die Beute und schlägt selten mehr als einmal nach ihr. Wenn der Luchs in einem an Kaninchen reichen Gebiet sich hauptsächlich nur von diesen ernährt, wird er nicht gar zu schädlich. Dagegen wird er in Gegenden, die mit Hochwild und Herden reich belebt sind, dem Hirten und Jäger stark verhaßt. Eine Jagdzeitung aus der Schweiz berichtet am Ende des 19. Jahrhunderts, dass ein Luchs sowohl Hasen wie Dachsen, Murmeltieren, Rehen, Gamsen, Auer- und Schneehühnern, Ziegen- und Schafherden aufgelauert hätte. Ja, er habe in einer Nacht sieben Schafe zerrissen und liegenlassen. Kein Wunder, daß Jäger und Hirten gleichmäßig bemüht waren, den schlimmen Räuber baldigst unschädlich zu machen. Seine Ausrottung in Mitteldeutschland war das Endresultat. Neben der Absicht, ihn auszurotten, waren aber auch sein wohlschmeckendes Fleisch und das schöne weiche Fell seit jeher Grund genug ihn zu jagen. Doch die Jagd auf ein so listiges, bebendes und scheues Tier ist natürlich recht schwierig. Man fängt den Luchs mit Fang-eisen oder erlegt ihn mit dem Gewehr bei Treibjagden. Daß dabei sehr große Anforderungen an Jäger und Hund gestellt werden, ist selbstverständlich,

Der hier beschriebene Luchs, unser letztes großes Raubtier, hat natürlich viele Abarten. Bei seiner Verbreitung auf weite Gebiete ändern sich Farbe, Zeichnung und Haarbeschaffenheit ohne bedeutende Namensänderung. Es wurde beobachtet, daß Farbverschiedenheiten sich sogar bei einem Wurf von derselben Mutter zeigten. Dagegen finden sich in den verschiedenen Gegenden Europas und Asiens noch Luchsarten, die auch in Größe und Form stärker von unserem Luchs abweichen. Diese hat man in besondere Unterfamilien eingereiht. Es wären zu nennen:

»Lynx cervaria«, ein hauptsächlich in Ost- und Südrußland lebendes, ziemlich gedrungen gebautes Tier mit rötlichgrau gefärbtem, gröberem Haarkleid, das von drei Reihen schwarzen, über den Rücken laufenden Punkten geschmückt ist. Außerdem: »Lynx borealis«, ein hellgrau bis gelblich farbiger Luchs mit weicher



dichter Wolle. Er ähnelt am meisten dem kanadischen Bruder und bewohnt die nördlichsten Teile Europas und das arktische Asien.

Während die Felle der vorgenannten Luchsarten für den Pelzhandel wichtig sind, ist der Pelz des Pardel-Luchses weniger wertvoll für uns. »Lynx pardella« ist in Südeuropa, Spanien, Griechenland und der Türkei heimisch. Er ist kleiner als die besprochenen Luchsarten und trägt ein kürzeres, härteres, rostrotes Fell. Besonders in Spanien, wo er sich von den wilden Kaninchen ernährt, wird sein Fell zu Mützen und Jacken verwendet und sein Fleisch als Leckerbissen verzehrt.

Nennenswert wegen größeren Abweichungen in der Bauart ist der Wüsten-

luchs [*Lynx caracal*], auch Karakal genannt. Der Karakal ist kleiner als der gewöhnliche Luchs, von schlankerem, anmutigem Körperbau und sein Schweif länger und nicht abgestumpft. Das Fell ist kurzhaarer, von einheitlich graubeiger Färbung, die sich aber auch je nach der geographischen Lage ändert. Das Tier bewohnt die Steppen und Wüsten ganz Afrikas, sowie die südlichen Gebiete Asiens, aber es meidet die Waldungen. Der Wüstenluchs ist bekannt für seine Bösartigkeit und Raubgier. Trotzdem wurde er schon im Altertum gezähmt und an indischen Fürstenhöfen zu Jagd Zwecken abgerichtet. Obwohl nun Skandinavien, Rußland und Sibirien für uns die Hauptlieferanten des Luchsfelles sind oder waren, so stehen sie auf dem Weltmarkt doch weit zurück gegen Nordamerika. Denn in den dichten Urwäldern des nördlichen Nordamerikas wohnt der, unserem Luchs sehr nah verwandte, kanadische oder Polarluchs [*Lynx canadensis*], in der Pelzbranche Silberluchs genannt. Der Silberluchs, gewiß jedem Kürschner gut bekannt, ist nur wenig kleiner als unser gewöhnlicher Luchs, aber das Fell ist schöner, weicher, länger, von rötlich silbergrauer Färbung, auf der die schwach rötlichen Flecken nur sehr verschwommen auftreten. Das Hudsonbay-Gebiet, Kanada, das nördliche Minnesota und Teile von Alaska sind die Heimat des schönen Tieres.

Natürlich leben in dem an dichten, großen Wäldern so reichen Nordamerika noch zahlreiche andere Luchsarten. Folgende zwei Arten sind für uns bemerkenswert: der amerikanische Rotluchs [*Lynx rufa*] und der Streifenluchs [*Lynx fasciata*]. Besonders der Rotluchs, auch als Catcommon oder Bobcat in ganz Amerika sehr populär, liefert ein etwas kleineres, rötlich graubraunes Fell, das mit Flecken und welligen Streifen durchsetzt ist. Im Pelzhandel wird das Tier auch Luchskatze genannt, je nach Größe. Es gibt Variationen davon, die stark an die Wildkatze erinnern. Es ist für den Biologen sowohl wie für den Fellhändler gar nicht leicht, sich durch diese Mannigfaltigkeit, die uns die Natur bietet, durch-zufinden.

Baummarder [martes martes]

Der Baummarder, auch Edelmarder genannt [*martes martes*], ist der erste Vertreter der großen Raubtierfamilie der Marder. Seine Heimat erstreckt sich über alle bewaldeten Gegenden der nördlichen Erdhälfte. In Europa lebte er in Skandinavien, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Ungarn, Italien und Spanien, in Asien im Altaigebirge und südlich bis zu den Quellen des Jenissei. Diesem ausgedehnten Verbreitungskreis entsprechend verändert sich auch das Fell nicht unwesentlich. Durchschnittlich kann der Baummarder 50 bis 70 cm groß werden mit einem buschigen Schweif von 15 bis 25 cm Länge. Der Körper ist schlank und langgestreckt und hat kurze Beine. Der vorn verschmälerte Kopf endet in einer spitzen Schnauze. Die kurzen quergestellten Ohren sind fast dreieckig und an der Spitze abgerundet. Die Augen sind mittelgroß und äußerst lebhaft. Das Raubtiergebiß besteht aus 38 Zähnen, sechs Schneidezähnen und einem kräftigen Eckzahn in jedem Kiefer, drei nach hinten zu sich vergrößern den Lückenzähnen in jedem Ober-, vier in jedem Unterkiefer, und je zwei Backenzähnen oben und unten. An den Füßen befinden sich fünf scharfkrallige Zehen, die das Tier befähigen, äußerst gewandt an den Bäumen herumzuklettern.

Das Haar ist dicht, fein und weich. Durchweg ist das Oberhaar hell bis dunkelbraun gefärbt. Die Schnauze ist fahl, Stirn und Backen lichtbraun, Bauch und Seiten hellfarbig. Außerdem ist das Bauchhaar kürzer und dünner als das Rückenhaar. Die Beine sind schwarzbraun und der Schweif dunkelbraun. Das bekannteste Merkmal des Baummarders ist der Kehlfleck. Die Farbe der Kehle schwankt vom zarten hellgelb bis zum dunklen orangerot. Niemals ist



der Kehlfleck weiß. In der Jägersprache heißt der Edelmarder deshalb auch Goldhals und Gelbkehlchen. Die glänzende Behaarung besteht aus ziemlich langen seidigen Grannenhaaren und kurzem feinem Wollhaar. Die Unterwolle schwankt von gelblich bis graubraun, die Grannenhaare von hellgelblich bis schwarzbraun. Auf der Oberlippe befinden sich vier Reihen von Schnurrhaaren. Im Winter ist die all gemeine Färbung dunkler als im Sommer. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch eine blassere Rücken-färbung und einen weniger deutlichen Kehlfleck. Die sogenannten »nordischen« Baumarder sind wohl die besten. Norwegen liefert diese Felle, es sind besonders große, feinhaarige und dunkle Exemplare. Hellere Felle liefert Schweden. Die schottischen Marder sind gutfarbig und rauch, aber bedeutend kleiner. Gutfarbig sind auch die italienischen Marder, aber flach im Haar. Russische Baumarder sind zwar groß, aber haben grobes Haar und sind hellfarbig. Im Schwarzwald und in den Wäldern Bayerns und Ostpreußens leben die besten deutschen Baumarder.

Der Edelmarder bewohnt die Laub- oder Nadelwälder und findet sich um so häufiger, je einsamer und dichter dieselben sind. Er ist ein echtes Baumtier und klettert so meisterhaft, dass ihn kein anderes Raub-säugetier hierin übertrifft. Hohle Bäume, verlassene Nester von Tauben, Raubvögeln und Eichhörnchen wählt er am liebsten zu seinem Lager; selten sucht er auch in Felsenritzen seine Behausung. Tagsüber ruht er gewöhnlich auf seinem Lager, aber schon vor Sonnenuntergang, in der Dämmerung, bei Beginn der Nacht, geht er auf Raub aus und stellt allen Geschöpfen nach, von denen er glaubt sie bezwingen zu können. Vom Rehkälbchen, Hasen bis zur Maus ist kein Tier vor diesem Räuber sicher. Die baumbewohnenden Nager Eichhörnchen und Buche sind sein beliebtestes Haarwild. Ebenso verderblich wie unter den Säuge-tieren haust der Edelmarder auch unter den Vögeln. Alle bei uns lebenden Hühnerarten haben in ihm den ärgsten Feind. Geräuschlos schleicht er sich zu ihren Schlafplätzen, mögen diese nun Bäume oder der flache Boden sein; ehe noch die sonst so wachsame Henne eine Ahnung von dem blutgierigen Feinde bekommt sitzt dieser ihr auf dem Nacken und zermalmt ihr mit wenigen Bissen den Hals oder reißt ihr die Schlagader auf, um sich an dem herausfließenden Blute gierig zu laben. Außerdem plündert er alle Vogel-nester, nascht in den Bienenstöcken den Honig, frißt Beeren und Baumfrüchte. Wenn die Nahrung im Walde zu mangeln beginnt, wird er dreister und kommt in der höchsten Not auch zu den menschlichen Behausungen. In Hühnerställen und Taubenschlägen kann er sämtliche Bewohner im Blutrausch erwürgen und nimmt zum Verzehren nur ein einziges Tier mit. Er ist der größte Räuber der kleinen Tierwelt neben Iltis und Steinmarder und wird deshalb mehr gefürchtet als jedes andere Raubtier.

Ende März bis Anfang April wirft das Weibchen nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis vier Junge in ein mit Moos angefülltes Lager in hohlen Bäumen, selten in Eichhorn- oder Elsternester oder in einer Felsen-ritze. Die Mutter sorgt mit aufopfernder Liebe für die Familie und geht, voll Besorgnis, sie zu verlieren, niemals aus der Nähe des Lagers. Schon nach wenigen Wochen folgen die Jungen der Alten bei ihren Baumklettereien, werden jedoch bei der geringsten Gefahr gewarnt und zur Flucht angetrieben. Junge gefangene Marder lassen sich wohl in der Gefangenschaft bei entsprechender Nahrung aufziehen, verlie-ren aber ihre Wildheit und ihren Blutdurst niemals.

Man verfolgt überall den Edelmarder auf das nachdrücklichste, weniger um seinem Würgen und Morden zu steuern, als vielmehr um seines kostbaren Pelzes willen. Die Jagd bei frischgefallenem Schnee ist am leichtesten, weil man dann Fährte und Losung des Marders am besten auf dem Boden und auf den Bäumen erkennen kann. Verhältnismäßig leicht fängt sich der Marder bei ansprechenden Ködern in besonderen Fallen. Jedoch müssen diese sehr geschickt und verborgen aufgestellt sein.

Das Pelzwerk des Edelmarders ist das kostbarste aller unserer einheimischen Säugetiere und ähnelt dem sibirischen Zobel außerordentlich.

Von der Frühzeit der Kürschnerei bis in die Jetztzeit, also über Jahrhunderte hat sich der Edelmarder immer einer großen Beliebtheit bei der Damenwelt erfreut und ist aus der modischen Pelzbekleidung und Galanterie nicht wegzudenken.

Stein- oder Hausmarder [Martes foina]

Der Steinmarder [martes foina] lebt fast in allen Ländern Europas und einem Teile Asiens. Vom Baum-marder unterscheidet er sich hauptsächlich durch seinen etwas kleineren Körperbau, kürzere Beine, länge-

ren Kopf und kleinere Ohren. Das Haar ist nicht so rauh und kürzer und in der Farbe heller. Der Kehlfleck ist stets weiß. Durchschnittlich wird der Steinmarder bis zu 50 cm lang, dazu kommt noch der 15 bis 25 cm lange buschige Schweif. Das weißliche Unterhaar wird überdeckt von blaugrauen, bläulich braunen und rostbraunen Grannenhaaren. Diese Grannenhaare sind etwas härter wie die des Baumvaarders. Schweif und Pfoten sind dunkler gefärbt. Die Ohren sind mit kurzen weißlichen Haaren berändert. In der Qualität sind die Steinmarder mit dunklem bläulichem Haar am wertvollsten. Das Gebiß ähnelt mit geringen Unterschieden dem des Baumvaarders. Die Zehen sind ebenfalls mit scharfen Krallen versehen und befähigen das Tier, an Bäumen und senkrecht stehenden Balken in Ställen herum zuklettern. Im Gegensatz zum Baumvarder, der stille Wälder bevorzugt, lebt der Steinmarder in der Nähe menschlicher Siedlungen. Daher auch der Name Hausmarder. Einsam stehende Scheunen, Ställe, altes Gemäuer, Steinhaufen, Holzstöße werden gern von ihm als Wohnung benutzt.

In der Lebensweise ähneln sich Baum- und Steinmarder außerordentlich. Der Steinmarder muss wohl als der größere Schädling angesehen werden, da sich seine Raubzüge vorwiegend auf zahmes Geflügel, wie Hühner, Tauben usw. erstrecken. Er ist neben dem Iltis der ärgste Feind des Geflügelhalters. Durch kleinste Ritzen und Löcher zwängt er seinen schlanken Körper und würgt in den Behausungen der Tiere mit unersättlicher Mordlust. Es ist keine Seltenheit, daß ein Steinmarder in einer Nacht 10 bis 12 Stück Geflügel mordet. Dabei berauscht er sich an dem genossenen Blute der Tiere und frißt höchstens Kopf und Gehirn der Tiere: den übrigen Körper läßt er liegen. Man hat nach solchen Blutbädern Steinmarder gefunden, die durch das genossene Blut förmlich berauscht waren und in einer Art Betäubung schliefen. Außerdem fängt er auch Mäuse, Ratten, Kaninchen und im Walde auch Eichhörnchen und Kriechtiere. Eier sind für ihn ein Leckerbissen, und er verschmährt auch keinerlei Obst, wie Äpfel, Birnen und Kirschen. Die Eier werden aber oftmals sein Verderben, denn der erfahrene Jäger beködert gerne die aufgestellten Fallen mit Eiern. Man muß aber dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, da der Steinmarder sehr schnell mißtrauisch wird und die geringste Veränderung seiner regelmäßigen Laufwege [Wechsel] wahrnimmt und sich dann auf Wochen und Monate hin in andere Gegenden verzieht.

Etwas später ab der Baumvarder beginnt gegen Ende Februar die Ranzzeit der Steinmarder. Um diese Zeit verströmt der Steinmarder einen besonders starken Bisamgeruch. April/Mai wirft das Weibchen drei bis fünf Junge, die sorgfältig verborgen werden.

In der Qualität stehen die bulgarischen Steinmarder an der Spitze. Die Farbe ist dunkelbläulich und das Haar lang, dicht und feinseidig. Auch die übrigen auf dem Balkan lebenden Steinmarder sind von einer hervorragenden Qualität. Es ist merkwürdig, daß aus diesen südlichen Gegenden so gute Exemplare kommen, während in Norwegen und Schweden, dem Lebensraum bester und guter Baumvaarders, nur sehr mäßige Qualitäten Steinmarder leben. Russische Steinmarder sind zwar sehr groß, aber sehr hell und rötlich in der Farbe und grob im Haar. Mittelgroße und schöne dunkle Felle kommen aus Italien, Frankreich und Spanien. Leider sind sie etwas flachhaarig. Ostpreußen und Bayern sind die Fanggebiete guter deutscher Steinmarder. Sie sind durchweg gutfarbig, aber etwas kleiner. Nordchina und die Mandschurei liefern die besten asiatischen Steinmarder; sie sind durchweg größer als die russischen Steinmarder, ähneln diesen auch in der Farbe, sind aber im Haare viel seidiger. Ein kleiner Steinmarder [bis zu 35 cm] lebt in Zentralasien, er hat langes dunkles Rückenhaar, dagegen ist die Bauchseite hellgrau bis weiß. Im nördlichen Indien, Afghanistan und Turkestan existiert eine Steinmarderart mit langem, fast schwärzlichem Oberhaar und sehr dichter weißer Unterwolle. Das Tier wird auch bis zu 35 cm lang, hat aber einen Schweif bis zu 30 cm. Der Steinmarder kommt wesentlich häufiger vor als der Baumvarder. Im Wert war er stets dem Baumvarder unterlegen. Bedingt durch eine besondere Konjunktur stehen sich heute Baum- und Steinmarder ungefähr gleich

Beutelmarder

Er ist ein Raubbeutler und gehört zur Ordnung der Beuteltiere. Von den in Australien lebenden Beutelmardern kommen nur zwei Arten für die Kürschnerei in Frage. Die eine ist von braungelber, die andere von schwärzlicher Grundfarbe, beide sind durch große, weiße, weit auseinanderstehende Tüpfel gezeichnet. Das Haar ist dicht und weich. Der langschwänzige Beutelmarder, 30cm lang, ist dunkler braun als die erste Art,

auch stehen die Tüpfel dichter zusammen; der Bauch ist hell; der 30 bis 35 cm lange Schweif ist in der oberen Hälfte braun, in der Spitzenhälfte schwarz. Beutelmarder werden auch gefärbt und können für Galanterie und Pelzkleidung verarbeitet werden.

Japanischer Marder

Der japanische Marder bewohnt die meisten japanischen Inseln. Das 45 bis 55 cm lange Fell hat eine weiche hellgelbe Unterwolle, und das weiche Grannenhaar ist goldgelb bis rötlichbraun gefärbt. Das Unterhaar ist wollig im Gegensatz zu den ändern Marderarten. Der Kehlfleck ist gelblich bis weiß, während die Klauen schwarz gefärbt sind. Die Schweifhaare sind kürzer und dicker als bei den anderen Mardern. Die Japanmarder werden vorwiegend gefärbt und geblendet

Maulwurf

Der dunkelgraue Maulwurf ist ein Insektenfresser und lebt vorwiegend unter der Erde. In fast allen Erdteilen kommen Abarten vor, aber für den Rauchwarenhandel sind lediglich die europäischen Sorten von Bedeutung. Erst seit der Jahrhundertwende ist er als Pelztier bekannt geworden. Schottland, Holland, Frankreich, Österreich, Belgien, Schweiz und Italien sind die hauptsächlichsten Lieferanten der Maulwürfe. Beste Qualitäten demonstrieren die schottischen, holländischen und ostfriesischen Felle. 12 bis 15 cm lang ist der gedrungene walzenförmige Körper, während der Kopf spitz rüsselartig verläuft. Die kurzen Vorderbeine sind wie Grabschaufeln gebildet, während die Hinterbeine schmal gestreckt und rattenfußähnlich sind. Die gleichmäßige, dichte, samtartige Behaarung ist durchweg dunkel, schwankt aber in den Farben zwischen graublau bis grauschwarz. Vereinzelt kommen auch hellere gefärbte Tiere vor, dies sind aber lediglich Fehlfarben und keine besonderen Arten. Der Maulwurf lebt nur von tierischer Nahrung und ist eines der gefräßigsten Tiere. Sein eigenes Gewicht nimmt er an täglicher Nahrung zu sich, und so ist er dauernd unterwegs, neue Gänge wühlend, um die unterirdisch lebenden Engerlinge, Käfer, Regenwürmer, aber auch Mäuse, Frösche und Eidechsen zu vertilgen. Trifft er aber einen anderen Maulwurf, dann wird er zum Kannibalen. Es kommt zum Kampf auf Leben und Tod, und der überlebende Maulwurf frißt seinen Artgenossen. Ein gleichmäßiges Haar und ein glattes, weißes Leder haben die im Mai gefangenen wertvollen Winterfelle. Die Sommerfelle haben ein dünneres, grünliches oder bläuliches Leder und flacheres Haar. Die Übergangsfelle sind im Leder weißgrünlich mit grünen oder bläulichen Flecken oder Rändern, und das Haar ist unregelmäßig gestuft. Oftmals macht sich auch bei den guten Fellen ein durchscheinender Wirbel bemerkbar. Maulwürfe kommen als Felle, aber auch als Streifen und Tafeln auf den Markt. Vorwiegend werden Maulwürfe gefärbt oder geblendet, da die verschiedenartigsten Farbschiede der einzelnen Felle störend in der Zusammenstellung wären. Maulwürfe lassen sich in verschiedenen Formen, wie Ziegel, Mosaik, Schieferstellung zusammensetzen, und durch entgegengesetzten Haarverlauf [Reflex] lassen sich besondere Effekte erzielen. Die amerikanischen Maulwürfe sind wohl besonders groß, aber die helle, silbergraue Farbe ist wenig gleichmäßig. Der sogenannte »afrikanische« Maulwurf ist kein Maulwurf, sondern das Fell der Maulwurfsratte.

Moschus-oder Silberbisam

Moschus- oder Silberbisam, Russischer Bisam, Desman oder Wuchochol ist die vielseitige Bezeichnung für den 20 bis 25 cm langen Insektenfresser. Mit dem amerikanischen Bisam hat aber dieses Tier gar nichts gemein. Die rüsselähnliche Verlängerung des Kopfes und die Lebensweise lassen eher eine Verwandtschaft mit den maulwurfartigen Tieren zu, obwohl es meistens im Wasser lebt. Alle die vorgenannten Namen kennzeichnen nur eine bestimmte Eigenart des Tieres. Auf dem Rücken dunkelbraun glänzend begrannt, ist der Bauch rein silbrigweiß gefärbt. Die feine, dichte Unterwolle ist blaugrau. Das Fell hat einen feinen intensiven Moschusgeruch, und dieser Geruch schützt das Tier vor seinen Feinden. Im südöstlichen Rußland zwischen Don und Wolga ist der Lebensraum des Tieres. Die in Spanien lebende Pyrenäen-Moschus-Spitzmaus ist eine verwandte Art, die 10 bis 15 cm groß wird und eine ähnliche Färbung hat. Sie wird aber vorwiegend im Lande verbraucht.

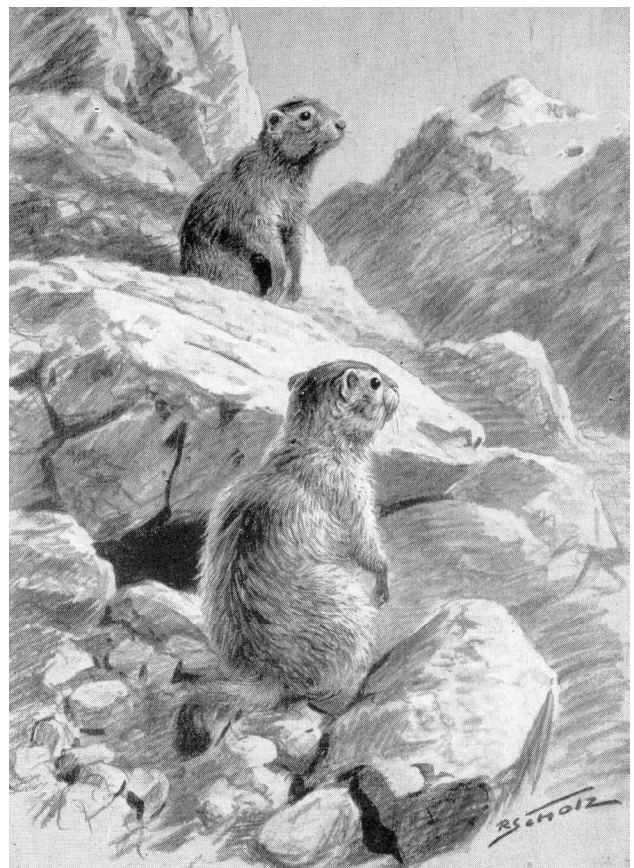
Murmeltier [Marmota]

Zur großen Familie der Nagetiere und zur Unterfamilie der »hörnchenartigen« [Sciuridae] gehören unsere

Murmeltiere [Marmota], die in Mitteleuropa, Nordasien und Nordamerika in ziemlich bedeutender Artenmenge verbreitet sind. In unserer deutschen Heimat lebte und lebt heute noch eine Art, das europäische Gebirgsmurmeltier, und zwar ist es besonders im Allgäu, in der Gegend von Oberstdorf, keine Seltenheit. Dasselbe Murmeltier findet oder fand sich auch in allen anderen Teilen der Alpen, in den Pyrenäen und Karpathen. Der Pelz dieses [Alpen] Gebirgsmurmeltieres [Marmota] hat keine große Bedeutung im Pelzhandel. Unsere Murmeltierfelle stammen hauptsächlich vom asiatischen Steppen-Murmeltier [auch Bobat genannt], welches die Steppen von Osteuropa bis Ostsibirien bewohnt. Das Tier weicht in Aussehen, Größe und Lebensweise nur sehr wenig von unserem Alpenmurmeltier ab, und die Gelehrten sind sich heute ziemlich einig, dass beide Arten von dem gleichen Murmeltier abstammen, das in grauer Vorzeit die Steppen ganz Europas bewohnte.

Dieses Murmeltier verbreitete sich von Galizien ostwärts durch Zentralasien bis zum Amur. Die besten Felle kommen aus der Kirgisensteppe und heißen darum Orenburger Murmeltiere. Die Tiere leben mit Vorliebe in menschenleeren, grasreichen Steppen. Sie legen sich tiefe, unterirdische Bauten an und leben hier in Gesellschaften oft in großer Anzahl beieinander. Diese unterirdischen Gänge und Wohnkessel sind überdeckt von Erdwölbungen, die durch das ausgegrabene Bodenmaterial gebildet werden. Die Gegenden, welche von zahlreichen Murmeltieren bewohnt werden, tragen zum Beweis diese weit sichtbaren Wohnhügel. Das osteuropäisch-asiatische Steppenmurmeltier trägt einen ziemlich dichten, fahl rostgelben Pelz, der auf dem Rücken durch schwarzbraune Grannenspitzen etwas dunkler, am Kopfe bräunlich rostgelb, am Schwänze dunkel rostgelb, an der Schwanzspitze schwarzbraun und am Vorderteil grau weißlich aussieht. Das Junge ist etwas dunkler gefärbt als die Eltern. Das Murmeltier hat eine Länge von 50 bis 60 cm, der Kopf ist flach, länglich mit kleinen unauffälligen Augen und Ohren. Er sieht einem kleinen Biber oder einem ganz großen Hamster nicht unähnlich. Der hintere Teil des Rumpfes ist breit und plump, im Verhältnis zum Vorderkörper, und der Schwanz kurz [ungefähr 10 cm lang]. Das Tier richtet sich beim Fressen auf, es hält seine Nahrung possierlich mit beiden Pfoten fest. Der Gang ist meistens unbeholfen, eigenartig watschelnd, besonders im Herbst, wenn das Tier vor Beginn des Winterschlafes sehr fett ist. Die Tiere verlassen mit Sonnenaufgang ihren Bau, lecken gierig den Tau, das einzige Nass in den wasserarmen Steppen, und fressen die Gräser in der Nähe ihrer Wohnhöhlen. Sie entfernen sich selten weit von diesen, da eine schnelle Flucht in die zahlreich angelegten Gänge der einzige Schutz gegen viele Feinde ist. Wolf, Fuchs, Marder, Dachs, Adler und der Mensch helfen mit, daß die Tiere sich nicht zu stark vermehren. Außer dem geschätzten Fell ist auch das sehr fette Fleisch ein Grund für die Jäger, dem Murmeltier stark nachzustellen. Überall betrachtet man das Fett des Murmeltieres als ein besonders heilsames Einreibemittel, sowohl in der Kirgisensteppe wie bei uns im Allgäu und in Nordamerika. Im April und Mai werden die Jungen in dem mit Heu sorglich ausgepolsterten Wohnkessel geboren. Es sind meistens vier bis zehn Stück, die im nächsten Frühjahr schon wieder fortpflanzungsfähig sind.

Wenn der Sommer zur Neige geht, beginnen die Tiere, Wintervorräte zu sammeln, das heißt, sie sammeln Gras, das sie trocknen lassen und in die allmählich ausgebaute große Winterwohnung schaffen. Doch erst mit Einbruch der kälteren Jahreszeit, im September, wird dieser große Wohnbau mit seinen sorgfältig angelegten Gängen durch eifrige Zusammenarbeit ganz fertig gemacht und teilweise bezogen. Nachdem sich die Murmeltiere familienweise [oft 15 bis 25 Tiere] in



ihre Winterwohnungen zurückgezogen haben, verstopfen sie sehr sorgfältig alle Eingangsröhren, um allmählich in ihren Winterschlaf zu verfallen, das heißt: sie verbringen vier bis sechs Monate fest zusammengerollt, leblos anein-anderliegend, ohne Nahrungszufuhr, fast ganz erkaltet und steif in einem narkoseähnlichen Zustand. Wenn sie im zeitigen Frühjahr erwachen, den Bau verlassen und, geschwächt und kraftlos, mühsam nach den ersten Grasspitzen suchen, dann hat der Jäger leichtes Spiel. Jetzt werden die meisten Murmeltiere erlegt, und die erbeuteten Felle erscheinen im Juni darauf auf dem Markt in Orenburg. Die Felle der halbwüchsigen Tiere kommen unter dem Namen Mindelmurmeltiere in den Handel und sind, des zarteren Haares wegen, sehr beliebt.

Neben dem »Orenburger Murmeltier« ist der »Beisky-Murmeltier« sehr bekannt. Diese Felle kommen über die Stadt Bijsk in den Handel, daher der Name. Sie sind etwas größer, das Oberhaar ist kürzer und dieses sowie die Unterwolle nicht so dicht wie beim Orenburger-Murmeltier.

Es gibt sogenannte blaue und gelbe Beisky-Murmeltiere. Die gelben werden, genau wie die Orenburger-Murmeltiere, im Frühjahr erbeutet. Viel schöner jedoch und teurer sind die blauen, die im Spätherbst erlegt werden und im Dezember auf den Markt kommen.

Murmeltierfelle kommen fast nie naturfarbig zum Kürschner. Sie werden meistens auf Nerzfarbe gefärbt, und dann als Nerzmurmeltiere verarbeitet.

Da Haare und Leder sehr haltbar sind, zählt das Fell unseres Murmeltieres zu den soliden Pelzarten.

Nerz [Mustela vison]

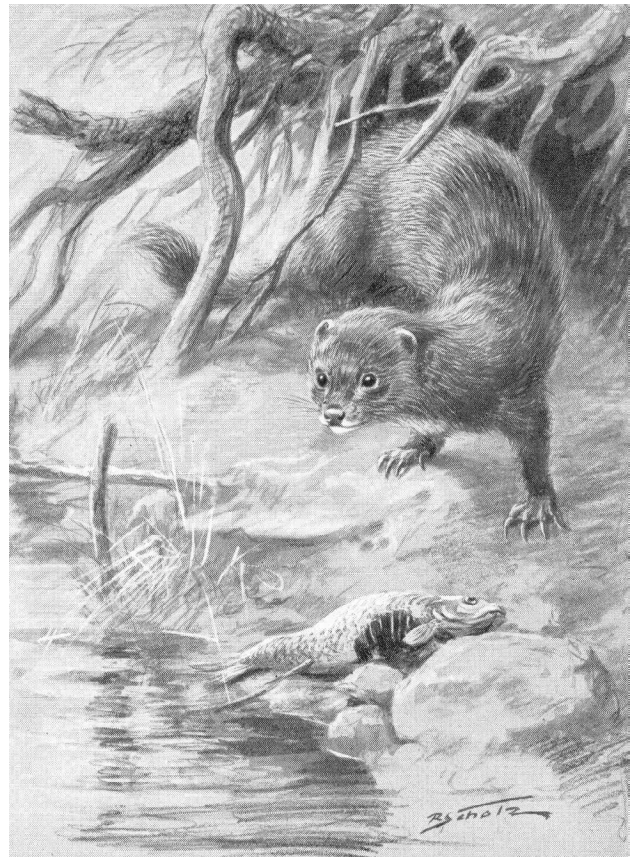
Der heimliche Wunschtraum einer jeden Frau, Besitzerin eines herrlichen Nerzmantels zu sein, ist meist unerfüllbar. Denn er gehört zu unseren wertvollsten Pelztieren. Zumeist bleibt es bei einem mehrfelligen Collier, und die Trägerin dieser kleinen Nerzkostbarkeit ist sich des Wertes bewußt und weiß es mit großer Liebe zu tragen und zu behandeln. So kommt es, daß sich Nerze von den Müttern auf die Töchter vererben, gleichsam wie edle Schmuckstücke. Welchem Kürschner ist noch nicht ein Nerzstück vorgelegt worden, das nicht schon 30 Jahre erlebt hätte?

Unser Nerz [*Mustela vison*] stammt in der Hauptsache aus europäischen oder amerikanischen Farmen. Selbstverständlich kommen in Amerika auch noch wildlebende Nerze vor. Aber die große Beliebtheit, von keiner Modelaune gestört, der erhebliche Wert ließen schon sehr früh den Gedanken aufkommen, Nerze in Farmen zu züchten. Der Amerikaner bezeichnet übrigens den Nerz mit Mink, während in französisch sprechenden Ländern der Ausdruck vison gebräuchlich ist. — Bereits im Jahre 1873 wurde in Verona, Oneida county New-yorkstate, die erste Nerz- oder Minkfarm errichtet. Selbstverständlich musste man sich erst mit den Lebensgewohnheiten des Tieres vertraut machen, um einen Erfolg, d. h. eine Nachzucht in der Gefangenschaft, zu zeitigen. Es gibt sehr viele Arten Nerze in Amerika und Kanada. Die Hauptunterschiede liegen in der Größe, Rauche und Farbe. Der Körperbau ist bei allen gleich. Der Nerz nimmt in der Familie der Marder eine Stellung zwischen Marder und Otter ein. Von einigen anatomischen Abweichungen abgesehen, ähnelt der Nerz dem Marder, kann aber nicht wie dieser klettern, sondern bewegt sich lieber im Wasser. Er schwimmt und taucht ganz vorzüglich, lebt von Fischen, Krebsen, Fröschen und Muscheln und ähnelt damit der Lebensweise der Otter. Auf dem Lande bewegt er sich schwerfällig, jagt aber trotzdem gerne auf Ratten und Mäuse und verschmäht auch erdelebendes Geflügel nicht. Also ein Räuber zu Lande und zu Wasser. Nur auf Bäume kann er nicht klettern, da seine Zehen etwas anders gebaut sind als beim Marder. Der Nerz hat Bindehäute zwischen den einzelnen Zehen, und diese, gleichsam als kleine Schwimmlösse geformt, befähigen ihn zum Schwimmen.

Der Nerz erreicht eine Größe, von 40 bis 60 cm; der Schweif kann bis zu 20 cm lang werden. Die feine dichte Unterwolle kann weißlich, bläulichgrau bis bräunlich sein und wird überdeckt von seidigen, glänzenden anliegenden Grannen. Die Farbe ist hell bis schwarzbraun in allen Schattierungen. Der Grotzen ist etwas dunkler und die Bauchseite etwas kurzhaariger und heller gezeichnet. Der Kehlfleck kann weiß, vereinzelt kann auch die ganze Unterseite weiß sein. Der Schweif ist schwarzbraun getönt und kann in einer schwarzen Spitze enden. Der Kopf ist klein und schmal, und die kleinen Ohren liegen dicht am Kopfe an. Auf der Oberlippe befinden sich an jeder Seite bis zu 6 cm lange Schnurrhaare. Die Kiefer sind mit 34 Zähnen besetzt, und die Zahnbildung ähnelt dem der Wiesel. — Der Nerz baut sich keine eigene Wohnung,

sondern lebt in verlassenen Bisambauten, hohlen Baumstümpfen oder Erdhöhlen. Februar/März ist die Ranzzeit, und nach sechs Wochen Tragzeit wirft die Fähe, das weibliche Nerztier, 3 bis 6 Junge. Die blindgeborenen Nerzjungen erhalten erst nach fünf Wochen ihr Augenlicht und sind bereits nach einem Jahre fortpflanzungsreif.

Bei den amerikanischen Nerzen unterscheidet man sehr viele nach ihren Herkunftsgebieten benannte Sorten. Ein dunkler blauschwarzer Nerz kommt aus Labrador, hervorragend in der Qualität. Zahlreich sind die Nerzarten im Hudsonbaigebiet. Die York Fort [Y. F.]-Nerze sind groß, feinhaarig und kräftig. Er ist gut braunfarbig. Da diese Nerzsorte seit Jahrhunderten gleichmäßig sortiert wurde, hat sie sich zu einem Wertmesser gebildet. Nach den Preisen der Y. F.-Nerze richten sich die Preise der anderen Nerzarten. In Alaska leben ausgezeichnete dunkle und rauche Nerze, besonders im Stromgebiet des Yukon. Auch der Missouri und Mississippi mit ihren Nebenflüssen beherbergen eine große Zahl verschiedener Nerze, die etwas hellfarbiger sind und nicht so feinhaarig. Die im Süden und Südwesten Amerikas lebenden Nerze sind hellfarbig, grob in der Granne und schwarz im Unterhaar. Es sind die geringsten in der Qualität. Man könnte die Reihe beliebig verlängern, es würde aber zu weit führen; für uns mag es genügen, sehr gute, mittlere und geringe Nerze kennen-gelernt zu haben.



Auch eine Neuheit in der Nerzzucht hat uns Amerika gebracht. Man wollte die Farbe des Nerzes verändern und hat es durch intensive Zuchtforschung so weit gebracht, Nerze mit weißem, blauem, platinfarbigem Haar fortzupflanzen. Es handelt sich hierbei nicht um Einzelstücke, sondern man kann bereits ganze Pelzmäntel in diesen »Mutationsnerzen« herstellen.

Nun zu unserem europäischen und deutschen wilden Nerz. Er spielt in der Kürschnerei keine Rolle. Der deutsche Nerz [mustela lutreola], auch Krebshund oder Wasserwiesel genannt, ähnelt im großen und ganzen dem amerikanischen Nerz oder Mink. Das gräuliche dichte Unterhaar wird von groben, braunen Grannen überdeckt. Auch der russische Nerz mit seiner blaß-bläulichen Unterwolle hat eine grobe, fast glanzlose steife Granne. Die Grannen der amerikanischen Nerze verhalten sich zu den europäischen Nerzen wie Seide zu Zwirn. In tiefen abgelegenen Sumpfgebieten sollen in Deutschland noch wildlebende Nerze vorkommen, aber sie sind so gut wie ausgestorben.

Oftmals werden aus Japan und China stammende Felle als japanische oder spanische oder chinesische Nerze bezeichnet. Dies ist falsch, da es sich um Wiesel handelt.

Keine Pelzart wurde so stark nachgeahmt wie gerade Nerz. Murmel, Bisam, Seehund, Hamster, Kanin usw. mussten es sich gefallen lassen, ihr Eigenleben aufzugeben und durch eine entsprechende »Veredelung« etwas »Nerzähnliches« zu werden

Nutria

Die sumpf- und wasserreichen Gebiete Südamerikas sind die Heimat der Nutria. Sie ist eine nahe Verwandte des Bibers und trägt auch den Namen »Sumpfbiber«. Sie zählt zur Ordnung der Nagetiere, gehört aber in die engere Familie der Trugratten. Das Fell hat eine Größe von 30 bis 80 cm, der hässliche, rattenähnliche Schweif ist dünnbehaart und erreicht eine Länge von 20 bis 25 cm. Beim ersten Anblick der Nutria glaubt man nicht, ein Pelzfell vor sich zu haben. Man sieht nur dichte, grobe, gelb bis rotbraune Grannenhaare. Deshalb wurde die Nutria auch verhältnismäßig spät für die Kürschnerei »entdeckt«. Wie ihr großer Ver-

wandter, der Biber, wurde die Nutria ausschließlich von der Hutindustrie aufgenommen und die Haare zu Hüten verarbeitet. Ende des vergangenen Jahrhunderts gelang es Leipziger Veredlern, durch ein Schwitzverfahren die hässlichen Grannen restlos zu entfernen. Jetzt erst entdeckte man die Schönheit des Pelzfelles. Ein feines, dichtes, blau-braunes Unterhaar kam zum Vorschein. Entsprechend den Herkunftsgewässern variiert die Farbe in den verschiedensten Tönungen. Von besonderer Bedeutung ist der Wasserreichtum des Landes. Nutria, die aus großen Sumpf- und Überschwemmungsgebieten kommen, haben ein dunkleres und feineres Haar als solche Tiere, die aus weniger wasserreichen Distrikten stammen. — Auch



die Entwicklung des Haares hat sich dem Aufenthalt des Tieres sehr zweckmäßig angepaßt. Die Bauchseite ist gegen die kühle Feuchtigkeit durch ein besonders dichtes Unterhaar geschützt. Auf dem Rücken dagegen ist das Unterhaar locker. Deshalb werden Nutriafelle auch auf dem Rücken aufgeschnitten, sofern sie nicht vereinzelt geschlossen als Beutel roh gehandelt werden. Die Nutria leben wie ausgesprochene Wassertiere. Ihre Lebensmöglichkeiten sind an das Wasser gebunden. Im Uferschilf errichten sie ihre nestartigen Bäume. Jährlich kommen 6 bis 8 Junge zur Welt. Damit diese Jungtiere nun saugen können, hat die weise Natur auch eine anatomische Veränderung des Körpers vorgenommen. Die Zitzen befinden sich nicht an der üblichen Stelle, sondern fast auf dem Rücken; so können die Jung-

tiere noch über Wasser saugen ohne untertauchen zu müssen. Die Nutria sind reine Pflanzenfresser. Ihre Nahrung besteht vorwiegend aus Wasserpflanzen und Wurzeln. Diese einfache Lebenshaltung hat dazu geführt, dass heute Nutria auch in Europa vorwiegend in Farmen gezüchtet werden.

Für die Kürschnerei sind hauptsächlich die Felle von Bedeutung, die unter der Bezeichnung »Winterhaar« von Ende August bis Mitte! Oktober auf den Markt kommen. Alle früh oder nachgefallenen Felle nennt man »Halbhaar«. Die »Sommerhaar«-Felle können nur in der Hutindustrie verwandt werden. Von der Südspitze Südamerikas, von Patagonien, kommen die besten Nutriafelle. Sie sind besonders groß und haben eine dichte, dunkle, wollhaarige Unterwolle. Man nennt sie »Punta-Arenas-Felle«. Aus dem Hinterland von Buenos-Aires stammen die größten Fellmengen. Diese Buenos-Aires-Felle sind mittelgroß und vollhaarig. Geringere Qualitäten sind die Montevideofelle; sie sind flach im Haar, unregelmäßig und oft fleckig in der Farbe. Die ungeheuren Sumpfgebiete des Gran-Chaco liefern die geringsten Nutriafelle. Das »entgrannte« Nutriafell ist stumpf und glanzlos. Um diesem Fell einen künstlichen Glanz zu verleihen, wird es mit »Lüster«, was soviel wie Glanz bedeutet, eingestrichen und mit einem heißen Eisen abgebügelt. Dieses »Lüsterren« oder »Lüster« verlangt eine gewisse Erfahrung. Der Kürschner wird es vorwiegend bei Umarbeitungen vornehmen, da neue Felle heute lüstriert in den Handel kommen.

Ottern [Lutrinae]

Zur großen Ordnung der Raubtiere und zur Familie der Marder gehören die Ottern, die sogenannten »Wassermarder«. Sie bewohnen in mehr als 20 verschiedenen Arten sämtliche Erdteile außer Australien und spielen fast alle für den Pelzhandel eine mehr oder weniger große Rolle. Amerika beherbergt die meisten und für uns Kürschner bedeutendsten Otterarten. In Europa lebt nur eine Unterfamilie der Wassermarder, nämlich unser bekannter Fischotter [*Lutra lutra*]. Während sich der europäische Otter in Größe, Farbe und Bauart von seinen amerikanischen Vettern teilweise stark unterscheidet, ist die Lebensweise bei allen Arten doch ziemlich gleich, und wir beschreiben darum unseren einheimischen Fischotter. Er bewohnt nicht nur ganz Europa, sondern auch Nord-Afrika, Nord- und Mittelasien. Flußufer, die auf großen Strecken bewaldet sind, wählt sich der Fischotter als Lieblingaufenthalt. Jedoch konnte man ihn vor 30 Jahren auch noch am Spreeufer im

Zentrum Berlins antreffen. Natürlich sah ihn nur der findige und aufmerksame Naturfreund nächtlicherweise, denn unser Otter ist ungeheuer scheu und vorsichtig, weil dem schlimmen Fischjäger seit Jahrhunderten stark nachgestellt wurde. Trotzdem ist er heute noch an einsamen Gewässern anzutreffen, wenn auch in stark reduziertem Maße.

Unser Fischotter, der Wassermarder, ist also ein Wassertier. Nur gezwungen entfernen sich die Ottern vom Wasser und auch dann bloß in der Absicht, ein anderes Gewässer aufzusuchen, um der Nahrungssuche nachzugehen. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft, können lange Zeit unter dem Wasser aushalten. Der schlangengleiche breite Leib mit den kurzen, durch große Schwimmhäute zu kräftigen Rudern umgewandelten Füßen, der starke, ziemlich lange, als Steuer dienende Schwanz, ermöglichen vorzüglich das blitzschnelle Zerteilen der Wellen. Kaum ein Fisch, den er sich als Opfer ausersehen, kann ihm entfliehen. Ein überaus scharfes Gebiß hilft ihm beim sicheren Zupacken

und Zerteilen seiner schlüpfrigen Nahrung. Die Sinne des Tieres sind auch sehr scharf. Augen, Gehör, Geruchssinn sind sehr gut ausgebildet, was ihm nicht nur zur Nahrungsaufnahme, sondern auch bei Annäherung seines Hauptfeindes, des Menschen, sehr nützlich wird. Darum wird unser Fischotter kaum sichtbar, und die Jagd auf ihn ist überaus schwierig. Es ist ihm nur mit Fangeisen beizukommen. Auch auf dem Lande ist er überaus behende, obgleich seine kurzen Beine zum Laufen nicht günstig sind. Sein Gang ist schlangenartig kriechend. Beim Klettern aber ist er sehr unbeholfen. Der Fischotter ist also für weitere Spaziergänge nicht geeignet, aber trotzdem unternimmt er nötigenfalls weite Streifzüge über Land, um aus fischarmen in fischreichere Gegenden zu gelangen. Plötzlich er-



scheint in der Nacht an einem vom Fluß abgelegenen Teich ein Fischotter und vernichtet in der Stille, ohne daß der Besitzer eine Ahnung hat, den ganzen Fischbestand. Es ist verständlich, daß der Fischotter wegen der argen Verwüstungen, die er in jedem Gewässer anrichtet, seit jeher unbarmherzig verfolgt wird. Schon in den ältesten Jagdgesetzen wurde seine Ausrottung nachdrücklich angeraten. Das Schießen auf ihn ist nur in Mondnächten und dann auch sehr schwer möglich. Wie schon gesagt, wird er fast allgemein mit Stahlfallen unter Wasser gefangen. Der gefangene Otter ist sehr wehrhaft, kämpft um sein Leben bis zum letzten Atemzug und kann Jäger und Hund sehr gefährlich werden. Außer von Fischen nährt sich der Otter auch von Krebsen, Fröschen, Wasserratten, Vögeln und sogar von zahmen Enten. Es ist verwunderlich, daß das Tier in der Gefangenschaft auch Pflanzenstoffe frißt, wie Mohren und Obst. Der Otter haust in unterirdischen Gängen, die er in dem Ufer anlegt. Die Mündungen befinden sich stets unter Wasser. Von hier führt ein stark aufwärts steigender Gang zu dem mit Gras ausgepolsterten Wohnkessel. Ein schmalerer Ausgang führt von ihm hinauf ans Land.

Im Mai kommen zwei bis vier blinde, unbeholfene Junge zur Welt, die 8 bis 14 Tage im weichen Graspolster des Wohnkessels recht warm gehalten werden. Danach öffnen die sehr niedlichen Tierchen die Augen und werden bis zum ersten Sprung ins Wasser [nach 6 bis 8 Wochen] sehr zärtlich und sorgsam gepflegt. Erst nach drei Jahren sind die Jungen erwachsen. Ein Otter läßt sich leicht zähmen. Er ist klug und treu, folgt seinem Herrn wie ein Hund auf Schritt und Tritt und läßt sich an Milch und Pflanzenkost gewöhnen. In England richtete man ihn sogar zum Fischfang ab. Unser Fischotter wird 120 bis 150 cm lang, wovon der Schwanz mit 35 bis 45cm abzurechnen ist. Er wiegt 8 bis 13 kg. Seine Schulterhöhe beträgt 25 bis 30 cm. Der Pelz ist dicht, fest anliegend mit harten glänzenden Grannenhaaren und weicher Unterwolle [Wassertier!] und von brauner Färbung. Der Vorderhals ist weißlich grau braun und die Bauchseite leicht braun gefärbt. Während besonders bei uns im westlichen Europa schon seit Jahren die Fischottern selten geworden sind, ist Nordamerika und vorzüglich Kanada noch reicher an Ottern. In Nordamerika waren die Ottern vorüberge-

hend geschont und konnten sich darum wieder erholen. Wir Kürschner nennen die von Amerika eingeführten Ottern allgemein »virginische Ottern«. Doch auch unter ihnen gibt es verschiedene Arten. Der größte Otter in den nördlichen Teilen ist der kanadische Otter [*Lutra canadensis*]. Er ist bedeutend größer als unser Fischotter, mit langem, dichtem, glänzendem dunklem Oberhaar und einer dichten Unterwolle. Die feinsten Felle kommen aus Labrador.

Aus Neufundland kommt eine kleine, ganz schwarze und feinhaarige, die teuerste Otter [*Lutra degener*]. Bemerkenswert ist die brasilianische Riesenotter, die bis zwei Meter lang wird [*Lutra Brasiliensis*], dort »Ariranha« genannt. Sie belebt die großen Flüsse der Tiefebene, ist ein Tagraubtier, das den Schiffern oft begegnet, ihre Färbung ist schokoladen- bis hellbraun.

In Argentinien und Patagonien leben 60 bis 80cm lange Ottern, deren Unterwolle dicht, die Grannen jedoch nur mittellang bis kurz sind und glatt anliegen. Sie eignen sich besonders gut zur Anfertigung von Damenpelzmänteln. In sportlicher Note gehalten ergeben sie ein Bekleidungsstück, das außerordentlich strapazierfähig ist. Die Färbung der Felle ist auf dem Rücken glänzend dunkelbraun, auf dem Bauche blaßbraun.

kleiner. Sie sind weniger wertvoll, da ihre Unterwolle schwach ist und oft gänzlich fehlt, die Grannen sind steif. Zu erwähnen sind noch die asiatischen Ottern. Die Ottern chinesischer Herkunft haben auf einer dichten, kurzen, gelblich-grauen Unterwolle kurze, glatte, hellgrau-braune Grannen; nach Hals und Seiten zu wird das Fell heller. Wegen der kurzen und glatten Haare machen die chinesischen Ottern einen ziemlich flachen Eindruck. Die japanischen Ottern ähneln mehr den südamerikanischen [flach, aber dichte Unterwolle], sind aber dunkler als diese.

Die Ottern sind als der Lieferant des dauerhaftesten Pelzwerks bekannt. Vorgenommene Prüfungen, bei welchen man die in Betracht kommenden Felle künstlichen Reibungen aussetzte, um den Grad ihrer Haltbarkeit zu erproben, haben ergeben, daß der Otter unter den heute bekannten Pelzwerken das dauerhafteste darstellt. Die Ottern kommen in ihrer natürlichen Beschaffenheit, aber auch gerupft, geblendet und auf Seal gefärbt in den Handel. Die heutige weiche Zurichtung des Otterfelles, verbunden mit der modernen Verarbeitungstechnik des Kürschners, lassen einen Pelzmantel entstehen, der nicht nur an Schönheit, sondern auch an Eleganz und Dauerhaftigkeit mit an erster Stelle steht.

Ozelot [*Felis pardalis* L.]

Unser Ozelot [*Felis pardalis*], auch Pardelkatze genannt, gehört in die Ordnung der Raubtiere. Seine Heimat ist Südamerika, man findet ihn von Texas und Mexiko bis Südbrasilien und Covientes in Argentinien. In jenen Ländern herrscht ein großer Reichtum an den schönen gefleckten und fleckenstreifigen Tigerkatzen, von denen der Ozelot wohl die größte und am schönsten gezeichnete Art ist. Die Färbung sowohl wie die Körperverhältnisse unterliegen örtlich mannigfaltigen Abänderungen, so daß eine Systematik recht schwierig ist. Die Variabilität bei den südamerikanischen Tigerkatzen ist unvergleichlich groß. So können wir in den Gebieten von Argentinien bis Texas mindestens 10 in Färbung und Zeichnung ganz wenig voneinander abweichende Arten feststellen, die biologisch auch teilweise eigene Namen besitzen, die aber für den Pelzhandel alle unter »Ozelot« gehen.

Die schöne Katze, deren Fell sich heute einer großen Beliebtheit in der ganzen Welt erfreut, wird 1,30 bis 1,40m lang, wovon der Schwanz ungefähr 40cm wegnimmt. Das Tier kommt also unserem Luchs an Leibesumfang annähernd gleich, steht jedoch an Höhe weit hinter diesem zurück. Sein Pelz ist dicht und weich und bunt gezeichnet. Seine Grundfärbung ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Rötlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gelbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes zeigt kleine Tüpfel, auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif, über den Nacken mehrere Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler schwarzer Flecke, daneben jederseits eine Reihe größere, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter bandförmiger Längsstreifen, die von den Schultern bis zum Hinterteile reichen und lebhafter als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, oft auch in der Mitte dunkel punktiert sind. Das Tier lebt mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern als in der Nähe von Ortschaften, obgleich es auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man den Ozelot nie, wohl aber in Wäldern, in felsigen und sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er häufig. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Teile



des Waldes zwischen undurchdringlichem Blatt- und Strauchwerk, zuweilen auch in hohlen Bäumen; in der Morgen- und Abenddämmerung, besonders aber bei Nacht geht er auf Raub aus, und zwar ebensogut in hellen, sternenklaren wie in dunklen, stürmischen Nächten. Letztere scheinen ihm sogar angenehm zu sein, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunklen Nächten hat der Hofbesitzer es nötig, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an. Im Frei-

en besteht die Nahrung unserer Pardelkatze aus Vögeln, die sie entweder auf dem Baume oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugetieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Pakas, Ratten, Mäusen usw. Die Anzahl der Jungen übersteigt selten zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einem hohlen Baume oder in dem Dickichte des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugetiere und Vögel zu. Man jagt den Ozelot in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und sieht den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe dieser ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf Bäume und versteckt sich hier im dichtesten Laube der Krone. Ein angeschossener Ozelot verteidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. Am leichtesten fängt man ihn vermittelst Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhne gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird.

Persianer

Unter den gelockten Fellen sind die Persianer, seit den ersten modischen Versuchen, Pelz nach außen zu tragen, bevorzugte Günstlinge gewesen und werden es auch weiterhin sein. Man wäre fast geneigt, den Persianer als den »König der Pelze« anzusprechen.

Was wir in Deutschland mit »Persianer« bezeichnen, die Franzosen, etwas irreführend, mit »Astracan«, die englisch sprechenden Länder mit »Persian lambs«, wird in Rußland »Karakul« genannt. Die Stadt Karakul im ehemaligen Emirat Buchara, der heutigen sowjetrussischen Republik Usbekistan, war Hauptsammelplatz der Rohfelle. Hier und in der weiteren Umgebung existierten die besten Karakulherden. Aber auch die Turkmenensteppe und der Norden Afghanistans liefern gleichwertige Felle.

Vor dem ersten Weltkriege wurden die Karakulfelle im Karakulbazar in der Stadt Buchara, wo das Oberhaupt des Landes, der Emir, seinen Sitz hatte und seinen Zoll erhob, von den bucharischen Händlern gesammelt, gebeizt und sortiert. Danach kamen sie zur Messe nach Nishni-Nowgorod, wo sie von ausländischen Aufkäufern eingehandelt wurden. Sehr früh hatten einzelne Leipziger Rauchwarenimporteure die Chancen des direkten Einkaufes erkannt und Einkaufsmöglichkeiten direkt in Buchara organisiert. Jährlich kamen durchschnittlich 1 500 000 Felle aus den vorgenannten Gebieten.

Heute sieht der Handel mit russischen Fellen anders aus. Sowjetrußland kann heute nur in ganz seltenen Fällen von ausländischen Einkäufern besucht werden. Die Zucht, Erfassung der Rohfelle und Verkauf an das Ausland sind monopolartig organisiert. Damit ist nicht nur ein Stück Romantik verschwunden.

Der Ausdruck Persianer wird wohl darauf zurückzuführen sein, weil der ehemalige Handelsweg von Zentralasien nach Europa über Persien führte. Heute, im Zeitalter des Bahn- und Luftverkehrs, kann an diese, der Vergangenheit angehörenden Transportmöglichkeiten mit Karawanen usw. nur noch erinnert werden.

Der »Persianer« ist ein Paarhufer und gehört zur Familie der Fettschwanzschafe. Für den Kürschner ist das ausgewachsene Fell des Karakulschafes ohne Interesse. Ihn interessieren nur die Felle aus den ersten Lebensstagen und der vorgeburtliche Anfall. Aufgegliedert nach Lebensalter haben wir nachstehende Reihenfolge, die auch wertmäßig sehr unterschiedlich ist, Im Winter, der Tragzeit des Muttertieres, sind die Lebensbedingungen in der asiatischen Heimat kümmerlich. Große Temperaturschwankungen und Schnee-

stürme sowie vereistes Land sind für die Muttertiere besonders gefährdend. Diese vorgenannten Umstände tragen dazu bei, dass viele Früh- und Fehlgeburten vorkommen. Sehr zeitige Frühgeburten liefern die sogenannten »Galjaks« oder »Goljaks«. Hier handelt es sich um sehr kleine Felle von pergamentartiger Beschaffenheit, fast ohne Haarwuchs und ohne jedes Muster. Zeitige Frühgeburten ergeben »Breitschwanz-Galjaks« mit sehr kurzem Haar und einer Musterung, die durch Haarwirbel hervorgerufen wird. Nachteilig machen sich bei diesen Fellen Lederbrüche bemerkbar, die der Kürschner »Schnatten« nennt. Normale Frühgeburten endlich sind die wertvollen »Breitschwänze« mit flachem, kurzem Haar und ausgeprägter Musterung. Den Übergang zu regulären Persianerfellen bilden die Breitschwanz-Persianer. Hier handelt es sich um Lämmer, die kurz vor Ablauf der normalen Tragzeit geboren wurden. Hier ist es am Platze, der noch vielfach in Käuferkreisen herrschenden Meinung, die Muttertiere würden durch Quälereien zur Frühgeburt gezwungen, um das wertvolle Breitschwanzfell zu erhalten, entgegenzutreten. Denn einerseits ist es schwer festzustellen, in welchem Entwicklungszustand sich der Embryo befindet, und andererseits wäre das Leben des kostbaren Muttertieres durch gewaltsame Eingriffe stark gefährdet. Das normal geborene Persianerlamm hat keine lange Kindheit. Die feste gleichmäßige Locke stellt den Wert des Felles dar. Nach dem 10. Tage ungefähr öffnet sich die Locke, um langhaarig zu werden. In diesem Zustand sind dann die Felle wertlos für den Kürschner und dient dann die anfallende Wolle zur Herstellung von Teppichen [Perserteppiche]. Die jungen Lämmer werden also für die Fellgewinnung nach der Geburt bis zum 10. Lebenstage getötet. Vorwiegend ist die Haarfarbe schwarz, vereinzelt kommen auch braune und graufarbige Felle vor.

Das ausgetragene Persianerlamm hat ein dauerhaftes Leder, doch kann nach 12 bis 15 Jahren das Leder mürbe werden. Als Folgeerscheinung lassen sich die Locken leicht abziehen. Wertbestimmend ist die Lockenbildung, und diese setzt natürlich eine Kenntnis der Haarentwicklung voraus. Die Lockenbildung erfolgt durch die Leithaare, die bei der Geburt schon völlig entwickelt, während die Gruppenhaare noch völlig zurückgeblieben sind. Schon in den ersten Tagen nach der Geburt bilden sich die Gruppenhaare völlig aus, so daß sie die Locken durchdringen [dies sind die sogenannten »überwachsenen Felle«] und schließlich ganz überdecken. Nach wenigen Tagen tritt auch eine Streckung des Leitliaares [Locken] ein, wodurch der Charakter des Persianerfelles völlig verschwindet. Der Rauchwarenhandel unterscheidet bei der Lockenbildung folgende wesentliche Merkmale:

1. Querlaufende Pfeifenrohrlocke
2. Längslaufende Pfeifenrohrlocke
3. Feste, große Locke
4. Unregelmäßige Locke
5. Große, breite Locke
6. Kaffeebohnenlocke
7. Rippige Lockenbildung
8. Breitschwanzpersianer oder flache Persianer
9. Klauenartige oder raupige Persianer
10. Weiche, offene oder wollige Locken
11. Neger- oder Korkenzieherlocken.



Es wäre hier abwegig, über den Wert der einzelnen Locken zu sprechen, da die Göttin »Mode« auch ein gewichtiges Wort mitzureden hat.

Wie schon eingangs erwähnt, kommen russische Persianer vorgebeizt in den Handel, d. h. nach dem Schlachten erhalten die noch nassen Felle eine Leder- und Haarvorbehandlung mit einer Getreideschrotbeize, Kwass genannt. Diese Beize, welche auf der Gärung einer auf besondere Art hergestellten Hafermehl-Weiche beruht, ist außerordentlich wichtig, weil sie die Voraussetzung für ein günstiges Ergebnis des späteren Zuricht- und Farbverfahrens ist. Buchara-Persianer wurden erstmalig in Europa in Leipzig zugerichtet und gefärbt. Diese Persianerveredlung bekam Weltruf, und Leipziger Zurichtung und Farbe ist nicht nur eine Ursprungsbezeichnung sondern ein Begriff.

Neben dem wertvollen echten Buchara-Persianer kommen selbstverständlich auch andere gelockte persianerähnliche Lammfelle aus Rußland und Zentralasien auf den Rauchwarenmarkt. Hier handelt es sich um andere Rassen oder um Kreuzungen von Bucharaschafen mit anderen Landschafen. Aber alle diese Arten

erreichen niemals die Schönheit des echten Bucharapersianers. Die geschlossene feste Locke und der tiefe schwarze Glanz sind einmalige Eigenschaften des edlen Bucharalammes.

Unter der Handelsbezeichnung Schiras kommt ein ca. 40 cm großes Lammfell mit einem schmalen Kopf und Hals auf den Markt. Die Locke ist aber offen, und das meist graufarbige Haar ist stumpf und nimmt auch nach der besten Färbung niemals den herrlichen Persianerglanz an. Geringer als diese Schiras sind die Bagdadlammfelle, auch Salzelle genannt. Nur ein recht geringer Prozentsatz dieser Felle verfügt noch über eine persianerähnliche Lockenbildung. Meistens ist das Haar offen oder kleinlockig. Teilweise sind aber auch Felle dabei, die eine moireähnliche Zeichnung haben. Aus Bessara-bien kommen sehr kleine Lammfelle, die teilweise in der Färbung einen schönen Glanz bekommen können. Alle dies vorgenannten Arten nennt der Kürschner zur starken Abgrenzung »Halbpersianer«.

Die »Krimmer« können eine weiße, schwarzgraue und auch schwarze Haarfarbe haben. Die Locke ist meist perlartig und klein, kann aber auch offen sein.

Neben den Lammfellen der Fettschwanzschafe kommen aber auch die Lammfelle der Fettsteißschafe auf den Markt. Hier sind es vorwiegend die Merluschky und Astrachan. Bucharisches Blut soll auch bei diesen Arten eingekreuzt sein. Aus der Kirgisensteppe kommt das Astrachanfell, im rohen Zustand Treibel genannt. Die Lammfelle werden 35 bis 45 cm groß und haben ein flaches, offenes, gewelltes Haar. Meistens sind die Felle braun und lassen sich gut einfärben. Genau wie beim Persianer werden die Astrachanfelle nach ihrer Entwicklung eingeteilt:

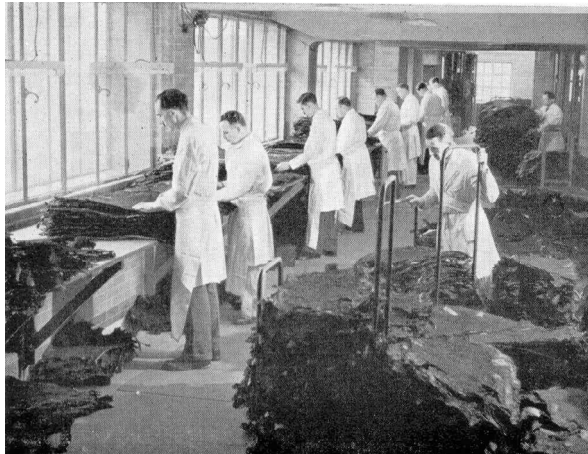
Astrachan-Galjak, wenig ausgetragene Frühgeburten, kurzhaarig mit keiner oder nur schwacher Zeichnung. Moiree-Astrachan, Breitschwanz entsprechend, nur geflammter in der Zeichnung.

Astrachan, dem ausgetragenen Persianer entsprechend, offene geflammte Locke.

Auch Deutschland hat sich mit der Zucht von Karakulschafen befaßt. Im Jahre 1903 kamen vier Böcke und 28 Mutterschafe reinblütiger bucharischer Abstammung in das Tierzuchtinstitut der Universität Halle. In den weiteren Jahren bis zum Beginn des ersten Weltkrieges kamen noch weitere Transporte reinblütiger Bucharaschafe. Hauptsächlich befaßte sich dieses Institut mit Untersuchungen und Versuchen in der Karakulfarmzucht. Vereinzelt sind heute in Deutschland noch kleine Restbestände von Karakulschafen vorhanden. In unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Süd-West-Afrika wurden im Jahre 1907 durch deutsche Initiative Karakulschafe angesiedelt. Man kreuzte diese reinblütigen bucharischen Karakulschafe mit afrikanischen Somalischafen. Die Karakuls akklimatisierten sich in Süd-West ausgezeichnet, weil ihnen das trockene Klima zusagte. Die klimatischen Verhältnisse vieler Gebiete in Süd-West sind denen in Buchara sehr ähnlich. Über die äußerst günstige Vermehrung mögen nachstehende Zahlen eine kleine Vorstellung geben. Im Jahre 1913 waren an Vollblutieren in SWA vorhanden:

335 Böcke und 830 Muttertiere, außerdem gab es 21 533 aufgekreuzte Tiere. Im Jahre 1937 waren es etwa 17000 Vollblüter und 1 881 000 Kreuzungen. Deutsche Farmer waren es vorwiegend, die trotz Rückschlägen, Seuchen in den Herden, diese Pionierarbeit geleistet haben.

Windhoek, die Hauptstadt Südwest-Afrikas, liegt fast genau in der Mitte des Landes und ist das Zentrum der Persianer-Sammelstellen. Große Farmen von etwa 3000 ha sind zahlreich über das Land verstreut. Durch-

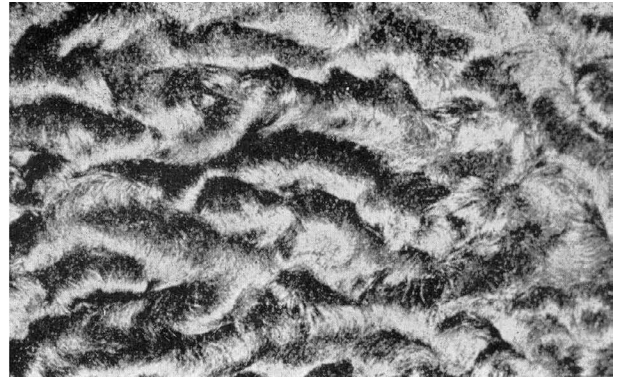


Sortieren von S. W. Persianern bei der Hudson's Bay Co.

Die Lockenarten der Persianer



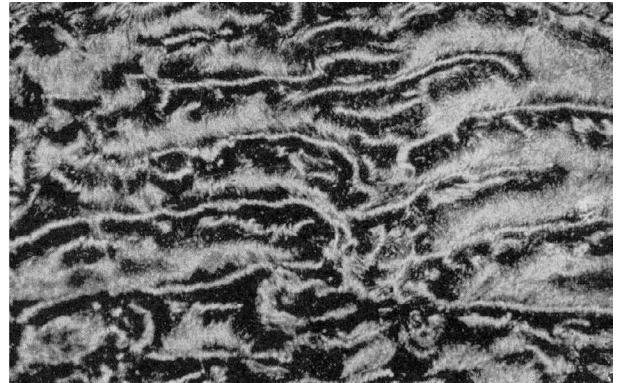
Kleine Mittellocke - runde



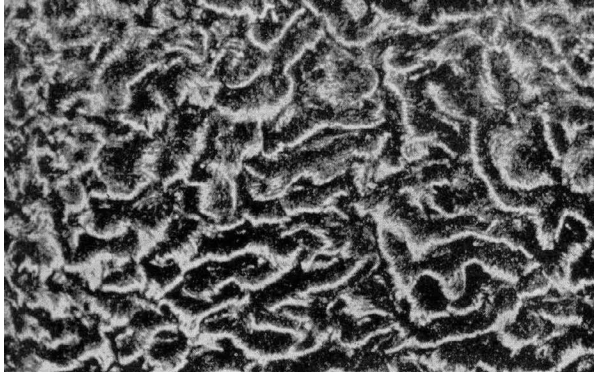
Große Locke - gezogene



Große Mittellocke - runde



Rippiger Breitschwanz-Persianer



Kleine Mittellocke - gezogene



Natur - grau



Große Mittellocke - gezogene

schnittlich besitzt ein Farmer 1500 bis 2000 Tiere. Doch gibt es auch größere Farmen mit 6000 bis 7000 Tieren. Vereinzelt existieren auch Farmen mit 10000 ha Weideflächen, und die Anzahl der Schafe überschreitet 10 000 Stück. — Es gibt in Afrika zweierlei Arten von Persianerherden. Die erste Art dient nur der Fellgewinnung, und hier werden alle Lämmer geschlachtet, mit Ausnahme guter Mutterlämmer. Die zweite Art ist für die Aufzucht reinblütigen Zuchtmaterials bestimmt. Für die Verbesserung der Fellqualitäten in den Fellherden ist die Reinblutherde von außerordentlicher Wichtigkeit. Binnen 24 Stunden nach dem Lammen müssen die Lämmer, die für die Fellgewinnung bestimmt sind, geschlachtet werden, da bereits am zweiten Tage das Fell überwachsen und wollig wird. Damit verliert das Fell erheblich an Wert. Die frischen Felle werden, im Gegensatz zu den Bucharafellen, nicht vorgebeizt, sondern gesäubert und auf einen mit Sackleinwand versehenen Rahmen gespannt und getrocknet. Danach ist das Fell versandfertig.

Der Handel mit SW-Persianern kann auf zweierlei Arten vor sich gehen. Vorwiegend werden die Felle nach dem Tendersverfahren gehandelt. D. h. man besichtigt und bewertet die Felle und gibt dann schriftlich beim Tender sein Angebot ab. Diese Angebote werden zu einem bestimmten Zeitpunkt geöffnet, und der schriftlich Höchstbietende erhält den Zuschlag. Man kann sich aber auch der Mühe unterziehen und die einzelnen Farmen besuchen und persönlich mit den Besitzern Geschäfte abschließen.

Der Süd-West-Persianer unterscheidet sich von Bucharen in seinem äußeren Aussehen. Er ist gedrungener, hat einen kürzeren und breiteren Hals, auch ist der Schwanz nicht so lang gezogen wie bei den Bucharen-Persianern.

Peschanik

Peschanik oder Fahlziesel genannt ist die größte Zieselart und steht zoologisch zwischen Murmel und Ziesel. Es lebt in Südostrußland und wird zwischen 25 und 45 cm lang. Im Gegensatz zu dem Murmel ist das Fell schmäler und das Haar kürzer. Hell bis fahlgelb ist die Naturfarbe, und so eignen sie sich vorzüglich zur Veredlung. Nerz, Bisam, Marder, Zobel sind beliebte Nachahmungen. Gefärbt kommen Peschaniky vorwiegend zu Futter verarbeitet in den Handel. Die Bezeichnung Sandmurmelt ist unzutreffend.

Pijicki

Das Jungtier des im hohen Norden Asiens lebenden Renntieres kommt unter der Bezeichnung Pijicki in den Rauchwarenhandel. Das Fell wird etwa 50 cm lang, ist leichtledrig und hat ein weiches, dichtes Haar in zartbrauner Farbe. Seltener sind Felle mit einer Zeichnung. Die Felle der ausgewachsenen Tiere sind für die Kürschnerei unbrauchbar, da das Haar mit zunehmendem Alter grob und brüchig wird. Die Pijicki kommen naturfarben und vielfach braun eingefärbt auf den Markt.

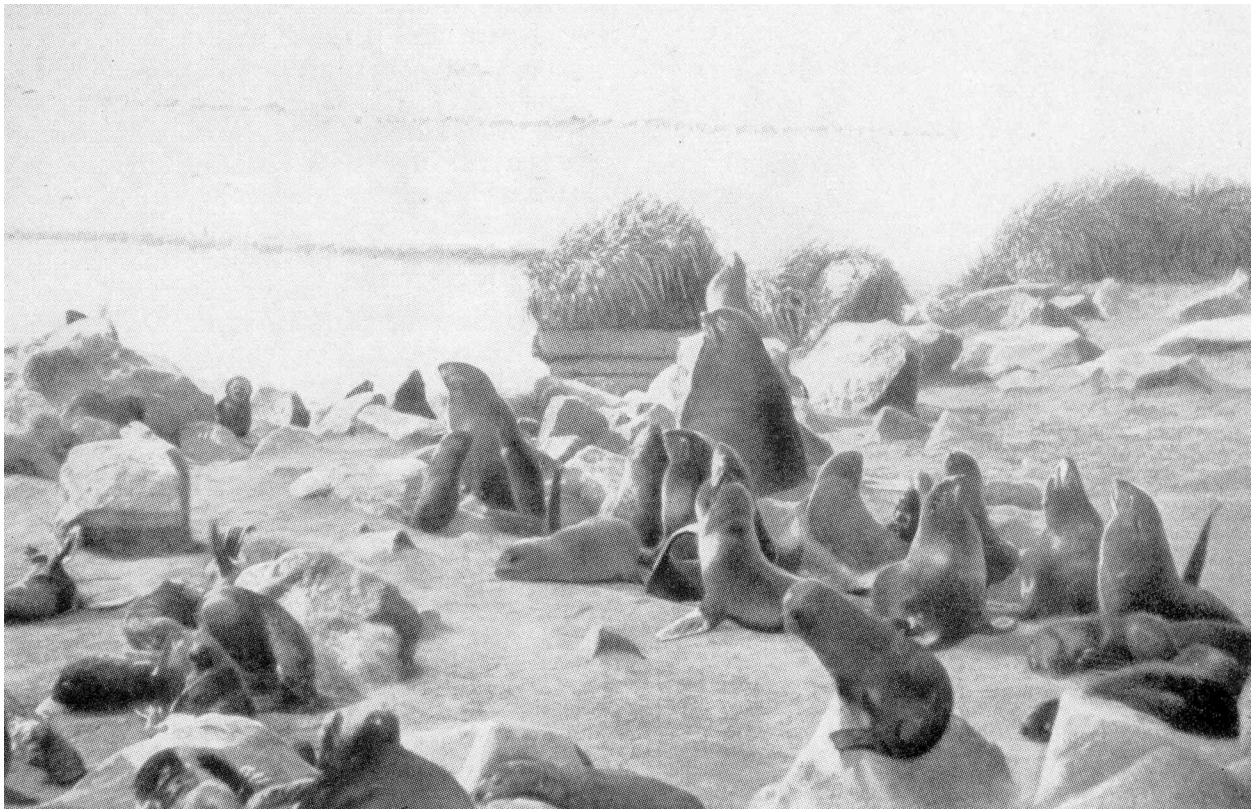
Rockseal

Auf den Inselgruppen der West- und Ostküste von Südamerika lebt eine besondere Seehundart, die unter der Bezeichnung Rockseal in der Rauchwarenwirtschaft gehandelt wird. Von Bedeutung sind nur die Jungtiere. Das nur aus Grannen bestehende Haar hat eine moireartige Zeichnung. Der Rücken ist hell bis dunkelbraun gefärbt, während die Bauchseite heller absticht. Er erreicht eine Größe von 60 bis 95 cm und hat ein verhältnismäßig dünnes aber züiges Leder. Die Felle älterer Tiere werden nicht verarbeitet, da sich die moireartige Zeichnung beim ausgewachsenen Tiere verliert. Verarbeitet werden diese Felle zu Mänteln und Jacken.

Seebär [Seaiskin]

Der Seebär, *Arctocephalus ursinus*, auch Seerobbe, Bärenrobbe oder Pelzrobbe benannt, ist der Lieferant des kostbaren Sealskinfelles, des echten Seals.

Unsere jungen Kürschner sowohl wie die heranwachsenden Gesellen und Lehrlinge verstehen unter der Fellbezeichnung »Seal« heute meistens Sealkanin, unser so beliebtes, geschorenes, schwarz gefärbtes Kaninfell. Es werden wohl noch echte Sealskin-Mäntel in den Werkstätten umgearbeitet, aber neue Felle bekommen nur die wenigsten unserer Kürschner zu Gesicht. Die Schuld jedoch an diesem Sealskinmangel trägt nicht nur der letzte Krieg allein — der ja gerade unserer Branche soviel geraubt oder vorenthalten hat -, sondern die eigenartige Vergangenheit des einst so mächtigen Geschlechtes der Seebären. Die Pelzrobbe gehört



zoologisch zur Familie der Flossen-füßler oder Robben.

Die Robben werden in drei Familien eingeteilt: in die Ohrenrobben, Seehunde und Walrosse. Von diesen Familien stellen nur die Ohrenrobben und die Seehunde Pelztier. Der Seebär verdankt seine Berühmtheit der unbeschreiblich zarten, seidenweichen Unterwolle, die sich unter einer dunkelbraunen, groben Granne verbirgt. In der Form ähnelt der Seebär im allgemeinen unserem gemeinen Seehund der Nordsee, wird nur viel größer als dieser. Das männliche Tier wird bis 2,50 Meter, das Weibchen nur halb so lang. Wie sein Name sagt, lebt der Seebär im Meer. Er durchschwimmt während zwei Drittel des Jahres die hohe See, nährt sich von Fischen und ähnlichen Seetieren, die er mit größter Geschicklichkeit fängt. Die genauen Kenntnisse über sein Leben, und besonders über sein interessantes Familienleben, verdanken wir der Tatsache, dass sich die Tiere alljährlich von Juni bis Oktober auf den einsamen Felseninseln der Behringsee zur Fortpflanzung und Paarung in großen Herden versammeln. Ende Mai bis Juni landen auf den dadurch so berühmt gewordenen Pribiloff-Inseln, Kommandeur-Inseln u. a. allmählich Tausende von starken männlichen Seebären, die sozusagen Wohnung beschlagnahmen für die nachfolgenden Weibchen. Die Tiere suchen instinktiv die felsereichsten und unzugänglichsten Plätze aus, da sie ja seit 1 1/2 Jahrhunderten gerade während ihres Landaufenthaltes aufs bitterste verfolgt werden. Diese zukünftigen Familienväter kämpfen untereinander um die besten Plätze, und wenn dann erst Ende Juni bis Juli die viel kleineren, trächtigen Weibchen ankommen, geht der Kampf von neuem los. Der kräftigste Seebär erobert sich 5 bis 12 Weibchen. Diese bringen in den folgenden Tagen 1 bis 2 Junge zur Welt, die in den ersten Wochen ein dick wolliges Jugendkleid tragen und das Wasser ängstlich meiden. Sie werden von der Mutter gesäugt und sorgsam von beiden Eltern unterwiesen, zunächst in der ziemlich mühsamen Fortbewegung auf dem Lande und nach 5 bis 6 Wochen im Schwimmen. Im Herbst verlassen Eltern und Kinder die Inseln und durchschwimmen wieder ferne Meere 8 Monate lang. Aber nicht alle dürfen die Inseln verlassen, denn im Juli beginnt das große Schlachten. Die Pelzjäger erscheinen mit Knüppeln, treiben die ausersehenen Opfer i [das sind die männlichen Tiere von 3 bis 4 Jahren, die die t besten Pelze liefern] dem Lande zu, was nicht ganz leicht ist. Doch die Treiber, meistens Eingeborene, haben Erfahrung in dem grausamen Geschäft. Auf dem großen Schlachtplatz im Innern der Insel werden die meist sehr erschöpften Tiere mit Keulenschlägen getötet. Die Tiere werden sofort abgezogen und die Felle eingesalzen. Nachdem die frischen Felle 4 Wochen eingesalzen waren, werden sie gereinigt, erneut mit Salz bestreut und mit Spezial-Schiffen weggebracht. Die Zu- richtung ge-

schah früher fast ausschließlich in England, später auch in St. Louis in den Vereinigten Staaten. Damals wurden die Felle, um den Pelz von dem langen Oberhaar zu befreien, monatelang in Gruben gelegt, bis die Haarwurzel sich gelockert hatte und die Grannen mittels Maschinen leicht entfernt werden konnten.

Der Gerbprozeß ist infolge des porösen Leders sehr vorsichtig durchzuführen. Leichte Gerbmittel sind unerläßlich. Wegen des hohen Fettgehaltes müssen die Felle vor der Zurichtung nach einem bestimmten Verfahren erst konserviert werden.

Heute gestatten die modernen Veredlungsmethoden mit ihren Schermaschinen, das Fell noch schöner und anziehender zu gestalten. Man begnügt sich nicht mehr allein damit, das Fell schwarz zu färben, sondern hat es auch mit Modifarben wie Bronze- und Beigetönen versucht, die sehr gut gelangen. Das veredelte Fell mit seiner äußerst feinen Unterwolle auf schwarz oder braun gefärbt wird als Sealskin gehandelt. Eigenartig sehen die Felle des Sealskin aus. Die Flossen werden ausgeschnitten, so daß auf dem offenen Fell, gegen den Rand zu, zwei große Löcher entstehen, die dem Kürschner bei der Verarbeitung manche Sorge bereiten. Die Alaska-Sealskin sind die besten im Handel. Im Anfang des 20. Jahrhunderts bildeten die Felle unseres Seebären die wertvollste Warengattung im gesamten Pelzhandel überhaupt. Besonders in England und Amerika benötigte damals jede elegante Dame zur vollkommenen Toilette einen Seal-skin-Mantel. Dieser großen Beliebtheit und der traurigen Tatsache, daß die Jagd auf die Seerobbe über hundert Jahre lang überaus rücksichtslos und sinnlos betrieben wurde, wäre der riesige Bestand der Seerobben beinahe ganz zum Opfer gefallen. Daß dies nicht geschah, ist hauptsächlich der Regierung der Vereinigten Staaten zu verdanken, die seit 1910 im Behring-Meer das Monopol des Pelzrobbenfangs besaß und strenge Gesetze dabei einführte. In den folgenden Jahren wurde sogar strenges Jagdverbot erlassen, wozu es auch höchste Zeit war, denn der Rückgang der Seerobbenbestände seit Ende des 18. Jahrhunderts war ganz enorm.

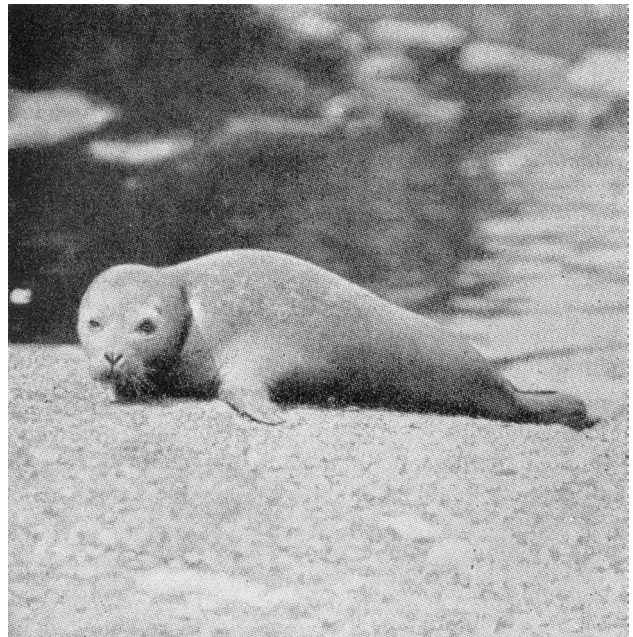
Um 1803 hatte man so viele Tiere erlegt, dass von 800 000 aufgestapelten rohen Fellen sieben Achtel wegen Verkaufsstockung verbrannt und sonstwie vernichtet wurden. Zehn Jahre später konnte man nur noch ein Zehntel dieser Fellzahl erbeuten. Und während um 1870 von einem Naturforscher bei den Pribiloff-Inseln noch insgesamt 4,7 Mill. Seebären geschätzt wurden, konnte man 40 Jahre später nur noch 200 000 Tiere dort feststellen. Auch damals wurden von den Regierungen der angrenzenden Länder, die allmählich selbst das Jagdmonopol besaßen, kluge, weitschauende Verordnungen zur Schonung der Seerobben erlassen, aber Piraten kamen von allen Himmelsrichtungen und machten wilde Jagd auf die Tiere auf offener See. Heute weiß man kaum noch davon, daß damals Polizeischiffe wegen des Pelzrobbenfangs heiße Kämpfe bestanden mit den verwegenen Sealskin-Piraten, ja daß es sogar deswegen Menschenleben kostete! Der Kampf gegen die totale Ausrottung der kostbaren Pelztiere war ein Problem, das viele Jahrzehnte die Kulturstaaten beschäftigte. Wenn auch die Lösung nicht vollkommen gelang, so ist es doch diesen Bemühungen zu danken, daß wenigstens ein Teil der riesigen Seebären-Herden bis heute erhalten blieb.

Seehunde [Phocidae]

Wir möchten unseren Lesern ins Gedächtnis rufen, daß der Seebär zoologisch zur Ordnung der Flossenfüßler oder Robben und zur Familie der Ohrenrobben gehört. In die Ordnung der Robben gehören auch die Familien der Seehunde und der Walrosse. Da letztere für den Pelzgewinn nicht in Betracht kommen, haben wir uns nur mit den Seehunden zu befassen. Sie werden im Gegensatz zu den Pelzrobben »Haarseehunde« genannt, da sie keine Unterwolle, sondern nur hartes Grannenhaar besitzen.

Die Seehunde bevölkern in vielen Arten und in großer Anzahl nicht nur alle Meere der Erde, sondern auch große Binnenseen, die durch Flüsse mit ihnen in Verbindung stehen oder einstmals standen. Sie sind in ihrem Körperbau noch mehr dem Wasserleben angepaßt als die Seebären, denn es fehlen ihnen die äußeren Ohrmuscheln und ihre Fortbewegungsfähigkeit auf dem Lande ist geringer; sie müssen sich dort rutschend mit wurmartigen Bewegungen forthelfen. Dagegen ist die Geschicklichkeit, mit der sich alle Seehunde im Wasser bewegen, fast unbeschreiblich. Trotzdem lieben sie offensichtlich den Aufenthalt auf dem Land. Man kann sie oft in großen Scharen an einsamen Ufern in der Sonne liegen sehen. Die Jungen werden selbstverständlich auch auf dem Land geboren, meistens auf unbewohnten Inseln oder auf dem Treibeis der nördlichen Meere. Die Zeit der Fortpflanzung ändert sich mit den Rassen und den klimatischen Verhältnissen. Ehe die riesigen Seehundherden nach Beendigung des Fortpflanzungsgeschäfts wieder ihre 10monatige Reise m

weite Meere antreten, müssen die jungen Seehunde das Schwimmen und den Nahrungserwerb gelernt haben. Während die ausgewachsenen Tiere hauptsächlich von Fischen und auch Seevögeln leben, ernähren sich die jungen Seehunde anfänglich von Krebsen, Langusten, Muscheln u. dgl. Für die nordischen Völkerschaften sind die Seehunde die wichtigsten aller Tiere. Dem Grönländer ermöglichen sie das Leben, er nützt jeden Teil ihres Leibes. Jedoch auch wir Europäer wissen das glatte, schöne Fell wohl zu schätzen und den Tran, ja auch das Fleisch zu würdigen. Aber für uns Kürschner sind nur folgende Seehundarten von wirklicher Bedeutung. I. Der gemeine Seehund unserer Nord- und Ostsee, [*Callocephalus vitulinus*] der auch an den Ufern des nördlichen Atlantic überall angetroffen wird. Seine Körperlänge beträgt zwischen 1,50 bis 2 Meter. Das Fell besteht aus glänzenden, steifen Grannenhaaren, die auf gelblich grauer Grundfarbe mit unregelmäßigen Flecken gezeichnet sind. Dieses Fell des ausgewachsenen Seehundes wird bei uns zu sportlichen Pelzbekleidungsstücken verarbeitet, die wegen ihrer großen Haltbarkeit außerordentlich beliebt sind. Die Tiere werden meistens von Seehundjägern durch Erschießen zur Strecke gebracht, seltener durch Erschlagen auf dem Lande.



II. Die Ringelrobbe [*Pagomys foetida*] bewohnt die nordeuropäischen Meere, Grönland, Neufundland, Labrador und Fludsonbay. Sie ist die kleinste Robbenart, wird 120 bis 130 cm lang. Das schieferblaue bis schwarzgraue Fell wird von großen, hellen Ringen belebt und ist für sportliche Damenbekleidung beliebt. Die Jungen tragen in den ersten Lebenswochen, solange sie auf dem Lande leben, ein weißes dickwolliges Jugendkleid. Dasselbe ist dem Whitecoat ähnlich und wird gleich diesem in den Handel gebracht.

III. Der grönländische Seehund [*Phoca groenlandica*] oder die Sattelrobbe, die Mutter des im Rauchwarenhandel so rühmlich bekannten Whitecoat, ist ebenfalls in den nordeuropäischen Meeren mit ihren Inseln und Gestaden heimisch. Wie sein Name sagt, ist Grönland die eigentliche Heimat dieses Seehundes. Er wird fast so groß wie unser gemeiner Seehund. Das ausgewachsene Tier trägt ein gelbgraues Fell, das über dem Rücken eine auffallende schwarze Zeichnung trägt, gleich einem Sattel. Auch der Kopf ist schwarz. Die jungen Tiere, welche die sogenannten Whitecoats liefern, sind bis zu fast zwei Monaten in einen schneeweißen, feinen dichten Wollpelz gekleidet. Während die Sattelrobben ungefähr zehn Monate in großen Scharen das Meer durchwandern, im Winter mehr in südlichen und im Sommer in nördlicheren Teilen der Gewässer Grönlands, erklettern sie Mitte März die treibenden Eisschollen oder das Packeis, wo dann die Jungen geboren werden. Ungefähr sieben Wochen lang, solange die netten, kleinen Tiere ihr Jugendkleid tragen, bleiben sie auf dem Lande, wo sie gesäugt und treulich gepflegt werden. Und dies ist die Zeit des großen Schlachtens. Von Neufundland, Großbritannien, Norwegen und benachbarten Ländern fahren große Flotten von Fangdampfern nach der Packeisgrenze ab. Die Mannschaften sind erfahrene Fachleute. Mit scharfen Messern, Holzhämmern und schweren Knüppeln bewaffnet, erschlagen sie die jungen Tiere und eine Menge der älteren Seehunde in der rohesten Weise. Die Eskimos, die ja vom Seehund leben, haben eine viel sportmäßigere Fangweise.

IV. Der vierte und letzte uns interessierende Haarseehund ist die »Klappmütze« [*Cystophoca cristata*] der Lieferant der uns wohlbekannten »Bluebacks«, der sogenannten Blaumänner. Sie ist den menschlichen Nachstellungen genau so stark und in derselben Weise ausgesetzt wie die Sattelrobbe. Auch sie bewohnt das nördliche Eismeer und den Nordatlantik. Ihr Name stammt von einem Hautsack her, der sich von der Nase über die ganze Schnauzendecke und den größten Teil des Oberkopfes erstreckt und willkürlich mit Luft gefüllt und entleert werden kann. Nur das erwachsene dreijährige Männchen verfügt über die mützenartige Blase. Besonders diese männlichen Seehunde werden sehr groß, zweieinhalb bis drei Meter lang und können

den Jägern beim Fangen fast gefährlich werden durch ihre Wehrhaftigkeit. Die Felle der einigen Wochen alten »Klappmützen« sind auch dickwollig und weiß, während die zweijährigen Tiere dunkel- bis hellgraues, glänzendes Rückenfell und silbrigweißes Fell an den Seiten besitzen. Sie liefern die geschätzten »Blau-männer«, »Bluebacks« des Handels. Die erwachsenen Tiere sind hellgelblich bis braun mit unregelmäßigen Flecken. Ihre Felle ergeben ein erstklassiges Pelzwerk.

Seeotter [*Lutra lutris*, genannt Kamtschatkabiber]

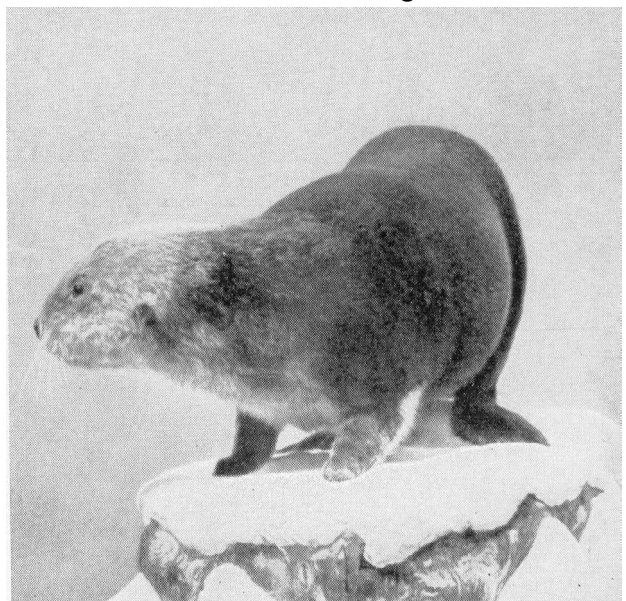
Der Seeotter bildet eine besondere Art der Unterfamilie, die ganz dem Meere angehört und durch ihre einzigartigen Eigenschaften sehr interessant ist.

Schon der Name, »Kamtschatkabiber«, der in unseren Fachkreisen üblich ist, gibt zu Erklärungen Anlaß. Das heute fast ausgestorbene Tier gehört durchaus nicht zu den Nagetieren wie unser Biber, aber irgendwie errang sich der Seeotter diesen falschen Namen schon vor vielen Jahren und behielt ihn unverändert bei. Aber obwohl der Seeotter unstreitig, gleich dem Fischotter, zur Familie der Marder gehört, ähnelt er, oberflächlich betrachtet, einem Seehund. Der kurze Hals, der walzenförmige Körper und die fast flossenförmigen Hinterfüße erinnern uns an eine Robbe. So also gehört unser Seeotter zu den Ottern, ähnelt einem Seehund und wird Biber genannt! Merkwürdigkeiten genug! Dabei darf man ihn rühmen, dass er das köstlichste und teuerste Pelzkleid sein Eigen nennt. Kein Wunder also, daß seine Rasse fast ausgestorben ist. Schon im 17. Jahrhundert kannte man den Wert seines herrlichen Felles, und damals sowohl wie im 18. und 19. Jahrhundert stellte man ihm unbarmherzig nach. In China trugen die Mandarinen zum Zeichen ihrer Würde jahrhundertlang Seeotter-Jacken. In Kamtschatka wurden weiße Renntiermäntel, mit Seeotter verbrämt, als vornehmstes Kleidungsstück getragen. In Amerika und Europa gilt in unserem Jahrhundert der Kamtschatka-Biber als vornehmster und natürlich teuerster Herren-Mantel-Besatz.

Der Seeotter lebt in den nördlichen Teilen des stillen Ozeans, Beringssee und Hudsonbai sind seine Heimat. Heute wird er hauptsächlich noch bei den Aleuten gefunden und wie sein Name sagt, an der Küste von Kamtschatka. Das Tier wird einschließlich des 30 cm langen Schweifes mindestens 1,50 m lang bei einem Gewicht von 30 bis 40 kg. Der Seeotter ist viel plumper als der Süßwasserotter, wirkt fast wie eine Robbe und ist ganz dem Wasserleben angepaßt. Das Fell ist äußerst dicht, dunkelbraun und von herrlichem Glanz. Die besten Felle sind ganz schwarz mit silbergrauen Spitzen. Wer es noch nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung machen von diesem seidenweichen, herrlich glänzenden, überaus dichten Fell. Es übertrifft alle Vorzüge des schönsten Sealskins oder kostbarsten Bibers, und es ist also verständlich, daß die Felle [die zwar sehr groß sind] schon in normalen Zeiten viele Tausende von Mark wert waren.

Der Seeotter wird von allen Forschern und Augenzeugen als besonders angenehmes, liebenswürdiges Tier geschildert. Sein Familienleben sei innig und reizend zu beobachten. Das einzige Junge wird meistens auf Treibeis oder Seetang geboren. Beim Schwimmen im Meer hält die Ottermutter ihr Junges mit den beiden

Vorderpfoten, während sie auf dem Rücken liegt. Die Tiere ernähren sich von Seekrebsen, Muscheln, kleinen Fischen und auch von Seekraut. Trotz seines walzenförmigen Rumpfes bewegt sich der Seeotter nicht nur im Wasser, sondern auch auf dem Lande. Da das glänzende Fell sehr lose und faltig über dem Körper sitzt, erzeugt es bei der Bewegung des Laufens wechselnde Lichtreflexe, die von Augenzeugen immer mit Bewunderung erwähnt werden. Vor 100 und 200 Jahren wimmelten die Küsten der genannten Inseln von den lebhaft sich tummelnden, dunkel glänzenden Seetieren. Wo sie sich nicht verfolgt sahen, waren sie ohne Scheu und zutraulich, wie wir aus Berichten von Weltreisenden und Naturforschern jener vergangenen Zeiten erfahren. Aber da außer dem so sehr beliebten Pelz auch das Fleisch der Tiere be-



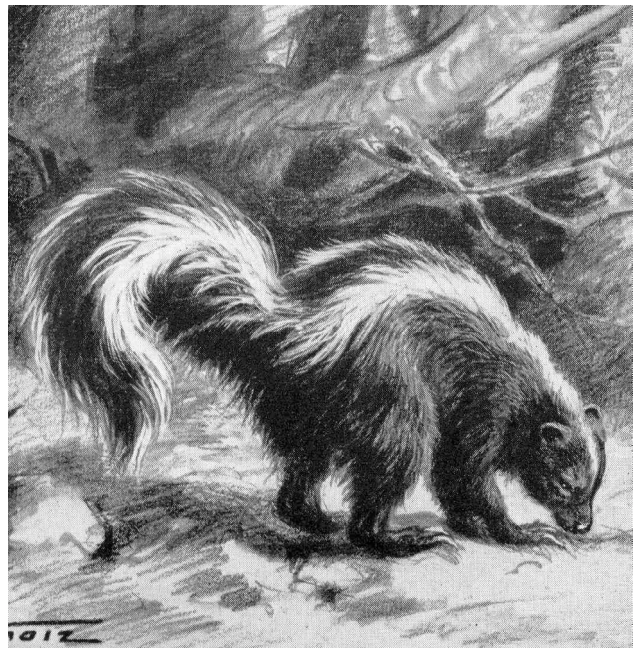
gehrt war, wurde seit Jahrhunderten die Seeotterjagd ohne Erbarmen und ohne Vernunft betrieben. Diese rücksichtslose Verfolgung hat den Kamtschatkabiber ebenso vernichtet, wie wir dies schon bei manchen Robbenarten erlebten. Nach Berichten alter Pelztierfachzeitschriften kamen 1820 jährlich noch 20000 Felle, 1875 noch 7000, 1891 noch 3000, 1919 noch 4000 und 1924 nur noch 50 Felle unseres kostbaren Seeotters auf den Markt! Seit 1912 wurde auch für den Seeotter wie für unsere bekannten Seebären eine Schonzeit festgesetzt. Seitdem sollen sich an den Küsten von Kamtschatka, an den Tangwiesen von Alaska wieder häufiger einzelne Tiere mit ihren spielenden Jungen erblicken lassen. Jedoch die Jagd auf die Tiere ist überaus schwierig, da der Seeotter so scheu wie selten geworden ist. Das ist selbstverständlich. Nur der unvergleichlich hohen Fellpreise wegen lohnt sich der so schwierige, mühsame Fang überhaupt noch. Jedoch dieser wird stets überwacht, und Schonzeiten gehen mit vorsichtigem Jagen Hand in Hand. So hat man fast im letzten Augenblick die rapide Abnahme des Seeotters zum Stehen gebracht, und wir können hoffen, dass unser kostbarer Kamtschatka-Biber vorerst noch vor totaler Ausrottung bewahrt bleibt!

Skunk

Es gab einmal eine Zeit, da war der Skunk eines der gesuchtesten Pelztiere aus der Marderfamilie. Am Skunk konnte der Kürschner sein Können erproben und beweisen. Die Kundin erfreute sich jahrzehntelang an der rauchen Schönheit und Haltbarkeit des vulgären Stinktieres. Jawohl, der Skunk [*mephitis mephitis*] ist das Stinktier. Wenn auch der Iltis ein Stänker ist und anrühige Düfte verbreitet, so kann er doch mit dem amerikanischen Skunk nicht Schritt halten. Alle Skunkarten sind zierlich, hübsch, drollig, possierlich aussehende Tiere, die sich sehr gewandt und flink bewegen, dabei aber nach Marderart gefährliche Räuber. Ihre Hauptnahrung bilden Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Insekten, Würmer und selbstverständlich auch bodenbrütendes Geflügel. Auch Beeren und Waldfrüchte werden gerne verzehrt. Der baumnistende Vogel ist vor ihm in Sicherheit, da der Skunk nur sehr schlecht klettern kann. In lichten Wäldern oder Gebüsch sucht er seine Wohnung in hohlen Bäumen oder Erdhöhlen. Er hat nicht viele Feinde, denn seine gefährliche Abwehrwaffe ist sehr gefürchtet. Der Skunk besitzt unter dem Schweif im After zwei Drüsen, aus denen er eine unglaublich stinkende Flüssigkeit mehrere Meter weit spritzen kann. Und wehe dem Jäger oder Tier, die von diesem »duftenden Saft« getroffen werden. Nur nach langer Zeit und mit vieler Mühe ist der Geruch aus dem Stoff oder aus dem Fell zu entfernen. Ein von dem Saft bespritzter Jagdhund wird nie mehr einen Skunk ansprechen. Er hat die Nase voll!

Selbst die dicke, den Körper umgebende Fettschicht und später die rohen Felle haben diesen impertinenten Gestank an sich. Nach der Zurichtung verliert sich allmählich der Duft. Man hat auch lange Jahre Skunks in Farmen gezüchtet, ist aber heute davon wieder abgekommen, da die wildlebenden Skunks die Nachfrage auf dem Rauchwarenmarkt genügend befriedigen können.

Für den Kürschner kommt in erster Linie der in Nordamerika lebende sogenannte »nördliche Skunk« in Frage. Sein Fell erreicht eine Länge von 35 bis 100



cm mit einem buschigen Schweif aus steifen borstenartigen, schwarz-weiß gemischten Haaren. Die feine dichte Unterwolle kann braun, schwärzlich bis blauschwarz getönt sein. Die glänzende Färbung der langen, schmiegsamen, verschieden dichten Grannenhaare entspricht jeweils der Farbe der Unterwolle. Interessant ist die merkwürdige, weiß bis gelbe und rötlichgelbe Gabelzeichnung auf dem Rücken des Felles. Bei den meisten Skunks zieht sich von der Nase über die Stirn ein schmaler weißer Streifen, der sich auf Scheitel und Nacken verbreitert und dann teilt und gabelförmig bis zum Schweif durchläuft oder aber sich im Rücken verliert. Diese Gabelzeichnung kann nun je nach Herkunft der Felle sehr verschieden ausfallen. Es gibt sogar

Skunks, die bis auf einen weißen Kopffleck total ohne jede weitere Gabelzeichnung durchweg braun oder schwarz sind. Auch gibt es Skunks, die mehr weiße als schwarze Haare besitzen. Die wertvollsten Felle sind natürlich die mit der kleinsten weißen Gabel, da ja der Kürschner die weiße Gabel vor der weiteren Verarbeitung herausnehmen muss und somit bei großen Gabeln ein unnötiger Materialverlust entsteht. Der Rohfellhandel berücksichtigt bei seinen Sortierungen die großen Unterschiede der einzelnen Gabelzeichnungen. Bei den amerikanischen Sortierungen wird der gesamte Jahresanfall, gleich ob Sommer-, Herbst- oder Winterfelle, zusammengenommen und dann in schwarze, kurz-gabelige, langstreifige und weiße sortiert und mit Nummern von I—IV bezeichnet. Das Londoner Sortiment verwendet auch die Farbeinteilung und Numerierung, jedoch sortiert man außerdem noch nach den einzelnen Jahreszeiten, wie Sommer- oder Herbstfelle I—IV. Dadurch wird die Londoner Sortierung sorgfältiger. Die besten reifen Felle haben ein gelblich-rötliches Leder, während die Untersorten und Sommerfelle grünliches Leder besitzen. Kanada ist der Lebensraum des größten Skunktieres. Bis zu einem Meter lang wird der sogenannte Hudsonbay-Skunk. Die schwach-behaarte Unterseite ist schwarz-braun, während der Rücken, sehr dicht und lang behaart, von etwas hellerer brauner Farbe ist. Durchweg haben die Felle breite Gabeln. Ein von den Kürschnern sehr geschätztes Fell hat der Minnesota-Skunk, er ist etwas kleiner als der Hudsonbay-Skunk, aber seidiger und raucher und in der Farbe dunkler. Die Gabeln sind schmal, das weiße Gabelhaar etwas länger als die Umgebung.

Die größte Menge Skunksfelle kommt aus dem Raum, der im Norden von Neuschottland, Quebec, Ontario, im Süden von Virginia und westlich von Indiana begrenzt wird. Der hier lebende Skunk ist wesentlich kleiner als die vorher genannten. Das Haar ist seidiger und feiner und bedeutend dunkler, meistens blauschwarz gefärbt. Die weiße Zeichnung ist sehr unregelmäßig, es kommen alle möglichen Variationen vor. Hier kommen die besten Felle aus den Staaten Michigan und Ohio. Geringere leben in dem Staat New York. Die aus Illinois und Iowa sind etwas grobhaarig. In dieser Gegend lebt auch der etwas kleinere, sogenannte Zackenskunk. Er wurde von den Kürschnern deshalb so benannt, weil die Gabeln, anstatt im Rumpf zusammenzulaufen, vorher im rechten Winkel abbiegen und so an jeder Seite eine Zacke bilden.

Außer den vorgenannten Arten gibt es noch eine große Anzahl Sorten, die aber wegen ihrer geringeren Qualität weniger in Erscheinung treten.

Auch in Südamerika ist der Skunk sehr verbreitet. In den einzelnen Staaten heißt er Surhillo, Zorrino oder Zorillo, das bedeutet soviel wie »Füchschchen«. Im Rauchwarenhandel und in der Kürschnerei hat er die Bezeichnung »Südlicher Skunk«. Die Grundfarbe wechselt auch hier von braun bis schwarz, und die weiße Zeichnung ist bei allen Arten mehr oder weniger vertreten. Auch die Haarstruktur ist von der Umgebung abhängig, durchschnittlich ist sie jedoch dünner und feiner — oft sogar schütter — als bei den nördlichen Skunks. Naturgemäß ist dadurch auch die Haltbarkeit geringer. Sehr häufig findet man im Nacken des südlichen Skunk einen Wirbel.

Das größte Fellaufkommen hat Argentinien mit seinem Cordoba-Skunk, der zwar klein, aber fein- und weichhaarig ist. Die Buenos-Aires-Skunks sind dagegen grobhaarig und von geringster Qualität.

Aus Patagonien, Bolivien, Chile und Peru kommen durchweg große und feinseidige dunkle Felle. Ein naher Verwandter der Skunk ist der Lyra-Skunk, auch Civet-Katze genannt. Der letztgenannte Name ist eigentlich etwas irreführend. Der Lyra-Skunk hat auf dem Rücken in seinem glänzenden schwarzen Haar eine lyra-artige weiße Zeichnung. Das Haar ist wesentlich kürzer und weicher, als bei seinem Vetter. Das Tier erreicht eine Länge von 20 bis 30 cm. Sein Fell ist im Leder sehr dünn. Er bewohnt ausschließlich den Süden Nord-Amerikas. Der Missouri dürfte die nördliche Grenze seines Lebensraumes bilden. Auch in Afrika lebt ein Verwandter des Skunk. Es handelt sich hier um den Kap-Skunk oder Kap-Iltis. Vorwiegend bewohnt er das Kapland, daher auch sein Name. Er erreicht eine Länge von 35cm mit einem Schweif von 25 cm. Sein Haar ist glänzend schwarz. Zwischen den Augen befindet sich ein weißer Fleck, und zwischen den Ohren bis zu den Augen zieht sich ein weißes Band. Über den Nacken läuft eine weiße Querbinde. Von hier aus laufen vier weiße Streifen über den ganzen Rücken. Die beiden inneren Streifen verlieren sich im Rücken, während die beiden äußeren bis zum Pumpf durchlaufen.

Schakale

Der Schakal ist ein hundeartiges Raubtier. Er lebt auf dem Balkan, in Asien und Afrika. Heute kennt man ihn

im Rauchwarenhandel fast nicht mehr, da die Haareigenschaften durchweg ungünstig sind. Durchschnittlich wird er bis 75 cm lang und hat einen dünnen strähnigen 20 bis 35 cm langen Schweif. Kennzeichnend für alle Arten ist das grobe und struppige Grotzenhaar, das immer länger als die Haare des übrigen Felles ist und eine Mähne bildet. Es gibt viele verschiedene Arten die in der Färbung grundsätzlich den Wölfen und südamerikanischen Füchsen ähneln. Die graue, schütterere Unterwolle ist nicht besonders weich; die graugelben, mit schwarzen untermischten Grannen sind meist grob und steif; weicheres Haar gehört zu den Ausnahmen. Schakale wurden vielfach gefärbt und vorwiegend zu Tierformen verarbeitet.

Scheitelaffe

Unter den Säugetieren sind die Affen wohl die Lebewesen in der Natur mit der höchsten Entwicklungsstufe. Kleine und große Leute erfreuen sich in den zoologischen Gärten an dem possierlichen, oft menschlichen Treiben dieser Vierbeiner. Ihr Nachahmungstrieb ist einmalig unter den Tieren. Es würde hier zu weit gehen,

auch die geistigen Eigenschaften der Affen zu ventilieren, denn darüber haben schon hochweise Gelehrte Streit bekommen. Wir Kürschner sind nur an dem Fell des Affen interessiert, aber leider gibt es in der Ordnung der Affen wohl viele verwandte Arten, aber nur wenige sind für uns von Wert und Bedeutung. Der schönste Affe ist wohl der vorwiegend in Abessinien beheimatete Guereza. Er erreicht eine Länge bis zu 80cm mit einem bis zu 1 Meter langen Schweif. Die feinen, weichen, schwarzen Fellhaare sind etwa 10cm lang. Seitlich am Hals beginnend verläuft rechts und links je eine bis zu 20 cm lange weiße Mähne. Am Pumpf verbinden sich die beiden Streifen und bilden so eine sattelartige Zeichnung. Der langhaarige Schweif ist ebenfalls weiß und an der Spitze weiß und braun geringelt. Die Schweife wird der Kürschner wohl selten zu sehen bekommen, da Affenfelle meistens schwanzlos in den Handel kommen. Der Guereza ist ein harmloses Tier und wird von den Eingeborenen wenig verfolgt, da er im Gegensatz zu anderen Affenarten keine Pflanzungen bei der Nahrungssuche zerstört. Wohl soll das Fleisch von den Eingeborenen als Leckerbissen geschätzt werden. Seine Lebensweise ist vor-



wiegend vegetarisch, er lebt von Baumfrüchten, Beeren, Knospen, verschmährt aber auch kleine Kerbtiere nicht. Eine ähnliche Art des Guereza lebt in Britisch- und Deutsch-Ostafrika.

Der am häufigsten in der Kürschnerei vorkommende Affe ist der im Rauchwarenhandel einfach als »monkey« bezeichnete Scheitelaffe von den Westküsten Afrikas. Togo und die Goldküste sind seine engere Heimat. Der eigenartige Haarfall des Tieres hat zu seiner Namensgebung geführt. Bei einer Größe von 30 bis 50cm und einer Schweiflänge von etwa 50 cm hat er ein 5 bis 10cm langes, schwarzes, glänzendes Körperhaar, das scheidelartig links und rechts vom Körper abfällt. Bauch und Innenseite der Beine sind grauweiß. Stirn und Backen weißgefärbt, und auf der Brust befindet sich ein weißer Fleck. Der ebenfalls weiße Schweif ist dünnbehaart. Affen sind vorwiegend Baumbtiere. Die kräftig entwickelten Schweife dienen zum Festhalten bei ihren Baumklettereien. Durchweg besitzen die Affen kein oder nur sehr gering entwickeltes Unterhaar. Sehr oft schimmert das helle Leder durch, so dass die Felle im Leder geblendet oder ganz gefärbt werden müssen. Eine kleinere, im Haar etwas gröbere Art sind die von Sierra Leone und Fernando Po. Das Haar ist auch glanzloser und die Schulterzeichnung gelblichweiß.

Sämtliche Affen werden vorwiegend zu Besatz und Capes, vereinzelt aber auch zu Jacken und Mänteln verarbeitet.

Vielfraß

Der Vielfraß gehört zu der Familie der Marder und lebt in Nordeuropa, Asien und Nordamerika. Von der Mode stark vernachlässigt sieht man sein Fell heute nur noch sehr selten. Das Fell wird 75 bis 120 cm lang. Der Schweif ist kurz, buschig. Auf feiner und dichter Unterwolle liegen dunkelbraune, leicht mit grau gemischte gelbliche, lange, glänzende Grannen. Von den Schultern gehen zwei breite, im Bogen nach den Seiten zu verlaufende und sich im Pumpf wieder nähernde gelblichbraune Streifen aus. Das zwischen diesen hellen Streifen liegende Stück ist meist dunkler als das übrige Fell. Das Haar im Rücken ist kürzer als an den Seiten, dadurch erhält die Mitte einen sattelartigen Charakter. Das Haar der Unterseite ist lang, dunkelbraun, aber grob; die Klauen sind ebenfalls dunkelbraun. Die Kehle ist gelb gefleckt. Der Vielfraß ist ein arger Räuber und richtet in der Wildbahn großen Schaden an. Der Name Vielfraß mag auf seine unersättliche Freßlust bezugnehmen, doch gibt es auch noch andere Deutungen. Verarbeitet wurde Vielfraß zu Tierformen und Decken.

Viscacha

Viscacha, ein Nagetier aus der Familie der Hasenmäuse, ist in Südamerika zu Hause. Man unterscheidet zwischen den Bergviscacha, in Argentinien, Uruguay, Chile und Südbolivien beheimatet. Bei einer Größe von 50 cm hat das Fell eine graublau unterwolle mit langen, dichtstehenden, weichen Grannen. Die Färbung variiert zwischen blaugrau, grünlichgrau bis gelblich. Der Pampasviscacha, der vorwiegend in Argentinien lebt, wird etwa 60 cm lang. Durch die dünne Unterwolle und durch das schwere Leder ist dieses Fell wenig für Pelzzwecke geeignet. Viscacha werden stets gefärbt und kommen bisam-, nerz-, murmel- und zobelfärbig in den Handel.

Vögel [Eiderente, Gans, Schwan, Grebes]

Die in den Polargebieten und Küsten des festländischen hohen Nordens vorkommende Eiderente wird 30 bis 40 cm lang. Die feinen, außerordentlich weichen Daunen sind grau-bis reinweiß; der Hals ist weiß- und hellgrün gezeichnet. Gänse und Schwäne für Pelzzwecke liefern vor allem Holland und Frankreich. Der Balg wird 70 bis 80 cm lang, sehr leicht mit sehr feinen und weichen, dichtgestellten Daunen, die meist schneeweiß sind, aber auch einen leichten grauen Ton zeigen können. Der öfters zu hörende Name »Schwanendaun« ist irreführend, weil als solcher auch Gänsebälge gehandelt werden.

Der Grebes, auch Taucher, Lorch und Steißfuß genannt, lebt in ganz Europa, Nord- und Südamerika; für Pelzzwecke werden fast nur europäische Bälge gehandelt. Die Bezeichnung Eisvogel ist falsch. Kleine Grebes, vor allem aus Rußland geliefert, sind 18 bis 22 cm lang, leicht mit feinen, dichtstehenden, atlasartig glänzenden Federn; der Bauch ist weiß, der Rücken [bei dem abgezogenen Balg, also die Seiten] kann rötlich, bräunlich oder bläulich gefärbt sein; die bläulichen Grebes sind am wertvollsten. Die großen Grebes, die viel von der Türkei geliefert werden, unterscheiden sich in der Größe [30 bis 35 cm lang] und in der Färbung des Rückens [dieser ist hier schwarzgrau bis blau] von den kleinen. Bei den Trauer-Grebes ist auch der Bauch leicht grau gefärbt. Ähnlich wie die obigen Vogelarten, aber äußerst selten, gebraucht man auch die Bälge von Möven [besonders Lach- und Silbermöven], Pelikanen, Kormoranen und Lummen [Alken] für Pelzzwecke. Verwertet wurden diese Bälge vor allem zu Besatzzwecken [in Streifen geschnitten], daneben auch [früher häufiger jetzt nur selten] zu Garnituren [Kinder-], Capes und Muffen. Als skandinavische Spezialität werden Eiderentenbälge zu Daunendecken zusammengesetzt, wobei die gezeichneten Halsteile zur Einfassung verwendet werden.

Waschbär [Procyon lotor]

Der Waschbär gehört zu den Raubtieren und wird eingeordnet in die Familie der Kleinbären. Die Pelzhändler nennen die Felle Schuppen, der Amerikaner nennt ihn »Racoon«, während der Franzose »Marmotte« zu unseren Waschbären sagt.

Der Waschbär ist in Nordamerika beheimatet, und zwar im Süden sowohl wie im Norden. Während er in der reichlich besiedelten Gegend allmählich seltener geworden ist, findet er sich in Waldgegenden noch in großer Menge. Er liebt besonders große, an Seen und Flüssen reiche Wälder, wird aber auch in den Prärieprovinzen angetroffen, die arm an Bäumen sind. Der Waschbär erreicht eine Länge von 90 bis 100 cm, wenn man den etwa 25 cm langen und buschigen Schwanz einrechnet, und eine Höhe von 30 bis 35 cm. Oberflächlich betrachtet ähnelt er mehr einem Fuchs, als einem Bären, doch schwindet dieser Eindruck bei genauer Beobachtung, denn der Waschbär richtet sich auf, benutzt die Vorderpfoten als Hände und klettert genau wie seine Verwandten, die großen Bären. Andererseits aber zeigt er wieder ein schlaues spitzschnauziges Fuchs-gesicht. Die Grundfarbe seines Felles ist gelblichgrau mit schwarz gemischt. Weil die Grannen im Grunde braun, in der Mitte bräunlichgelb und darüber schwarz gefärbt sind, entsteht eine eigenartige Gesamtfärbung. Die Unterwolle ist dicht, weich und von bläulichgrauer Färbung. Unter den Augen, um die Schnauze und an den Ohren ist das Fell schwarz-braun von gelbweißen Streifen eingefärbt. Der graugelbe Schwanz ist schwarz-braun geringelt. Die Gesamtfärbung ist von einem undefinierbaren grau, und wird, besonders aus einiger Entfernung betrachtet, zur hervorragenden Schutzfarbe, gleich dem Waldboden oder der Rindenfärbung der Bäume.

Der Waschbär lebt nämlich sowohl auf dem Boden, wie auf den Bäumen, er bewegt sich hoch auf den Ästen so behend fort wie unten. In der Regel pflegt er erst mit Einbruch der Dämmerung auf Nahrungssuche zu gehen und den Tag in hohlen Bäumen oder auf dicht belaubten Ästen zu verschlafen. Nur in unbewohnten Gebieten, wo er sich ungestört fühlt, lustwandelt er bei Tage wie bei Nacht durch sein weites Gebiet. Er ist ein munteres, sehr possierliches Tier, das in seinem Wesen an einen Affen erinnert. Er ist heiter, munter, neckisch, neugierig und immer zu lustigen Streichen und zum Spielen mit seinen Artgenossen bereit, besonders in der Gefangenschaft kann man das gut beobachten, und ein Tierfreund kann dabei viel Freude ernten.

Der Waschbär ist kein Kostverächter, er frißt fast alles was genießbar ist. Die Nähe des Wassers bevorzugt er immer, und wenn ihm Zeit und Muße dazu verbleibt, reibt er mit den Pfoten die Nahrung spielend im Wasser, ehe er sie verspeist, daher hat er sich bei uns diesen Namen erworben. Es muss aber nicht gerade sein Futter sein, daß er da im Wasser herumwälzt, sondern irgendwelche Gegenstände jeder Art werden mit Begeisterung zu diesem beliebten Spiel verwandt. Der Waschbär frißt Obst aller Art, Trauben, Kastanien, unreife, zarte Maiskolben, dann stellt er Mäusen, Ratten, Kaninchen, Tauben, Hühnern und Vögeln aller Art nebst ihren Eiern nach. Er verschmäht aber auch Schnecken, Larven, Käfer und Heuschrecken nicht und fängt sich Fische, Krebse und Frösche. Aber er geht nur bei gutem Wetter auf Nahrungserwerb aus, hält sich bei Sturm, Regen oder Schnee in seinem geschützten Lager auf, tagelang auf Speise verzichtend. In den nördlichen Gebieten seiner Heimat hält er auch einen dreimonatigen Winterschlaf.

Die Jungen, vier bis acht an der Zahl, werden im Mai in einem wenig sorgfältig hergerichteten Lager zur Welt gebracht. Schon nach drei Monaten benehmen sie sich wie die Alten, und nach einem Jahr sind sie ausgewachsen. Nicht nur des Schadens wegen, den der Waschbär dem Farmer anrichtet, sondern seines ge-



schätzten Fleisches und des schönen Felles wegen, wird das Tier in ganz Nordamerika eifrig gejagt. Früher [und teilweise auch noch heute] waren diese Jagden fast eine Volksbelustigung, ein beliebter Sport. Man jagte bei Nacht mit Fackelbeleuchtung und abgerichteten Hunden. Wenn man bloß dem Fell nachstrebt, fängt man das Tier leichter mit Schlageisen und Fallen aller Art. Die Farbe, Größe und Haarbeschaffenheit der Waschbärfelle ändert sich mit den Landschaften Nordamerikas. Einzelne Arten weichen so stark voneinander ab, dass ihnen die Biologie auch eigene lateinische Namen gegeben hat, die für uns Kürschner aber nicht von Bedeutung sind. Interessant für uns ist nur, daß die besten Felle aus Wisconsin, Illinois, kommen, groß, rauch, weich, von heller bläulicher Farbe. Aus Kentucky, Arkansas usw. kommen grobe hellfarbige Felle. Aus den Walddistrikten, besonders aus den nördlichen Gegenden, kommen häufig die sogenannten »schwarzen Schuppen«, die hoch bezahlt werden, besonders auf dem russischen Markt.

Wölfe

Ein gefährliches Raubtier ist der noch in vielen Ländern vorkommende Wolf. In Mitteleuropa kommt er nur noch selten vor, während er in den östlichen Staaten noch als Landplage gilt. Da die Wölfe großen Schaden in den Herden anrichten, wurden für die Erlegung dieser Wölfe Fangprämien beziehungsweise Kopfpreise ausgesetzt. Aber in der Rauchwarenwirtschaft haben nur einige Arten Wert. Wir unterscheiden die nordamerikanischen Wald- und Präriewölfe sowie die sibirischen und mandschurischen Wölfe. Die europäischen Wölfe sind ohne Bedeutung. Die verschiedenen Arten unterscheiden sich in Größe, Haarqualität und Farbe ziemlich stark. Die Färbung ist im allgemeinen mehr oder weniger gelbgrau; sie kann aber auch heller [bis weiß], rötlicher dunkel [bis schwarz] sein; schwarze Grannen sind übrigens fast immer untermischt. Die Granne ist verhältnismäßig grob und steif, bei nordamerikanischen und sibirischen Arten meist aber weicher. Die meisten Wölfe weisen im Grotzen kürzeres und härteres Haar auf als an den übrigen Teilen des Felles; das Nackenhaar ist oft wirbelig, während andere Felle gerade hier besonders schön sind. Die Schweife der meisten Wölfe sind nicht gut ausgebildet; sie sind entweder stummelartig, also kurz und dick, oder aber sie wirken, selbst wenn sie länger sind, durch ungleichmäßige und grobe Behaarung weniger schön. Der Waldwolf lebt, wie der Name schon sagt, in den riesigen Wäldern Nordamerikas. Seine Länge beträgt durchschnittlich 125 cm, doch kommen auch erheblich größere Exemplare vor. Die graue bis graubraune Unterwolle ist sehr dicht, die gleichfarbigen Grannen sind lang und stark, oft schön weich, besonders in den nördlichen Gebieten, jedoch ist hier der Alaskawolf grobhaarig. Die schönste und größte Art, von der jedoch nur selten Felle in den Handel kommen, ist ein in den Barrengrounds [Kanada] lebender Wolf mit einem sehr langen, feinen und dichten, fast rein-weißen Haar; ebenfalls sehr selten erscheinen noch schwarze Wölfe im Handel. Der Präriewolf ist die kleinste Wolfsart; er wird 70 bis 90 cm lang und lebt fast ausschließlich in den ausgedehnten Prärien der Südstaaten zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains. Die dichte und kräftige Unterwolle ist graugelblich gefärbt; die gleichfarbige, lange und starke Granne zeigt auf dem Rücken und an den Seiten schwarze Spitzen. Die Wamme ist weißlich-gelb. Der starke, grobhaarige Schweif endet meist in einer schwarzen Spitze. Unter den asiatischen Wölfen werden fast nur die sibirischen und ostasiatischen Wölfe gehandelt, die in ihrer Lebensweise ebenfalls Waldwölfen in Größe, Haarqualität und Farbe ähneln, nur sind die meist etwas heller, ostsibirische können fast weißlich sein. Die übrigen asiatischen Wölfe spielen im Handel keine Rolle, weil sie entweder meist an Ort und Stelle verbraucht werden [z.B. die chinesischen] oder sehr selten [z.B. die japanischen] oder wenig brauchbar sind [z. B. die indischen]. Wölfe werden heute fast nicht mehr verarbeitet. Früher verarbeitete man die Wölfe naturell oder eingefärbt zu Tierformen und Besatz.

Zickel und Ziege

Unter dieser Bezeichnung werden die Felle europäischer Ziegenlämmer und Ziegen gehandelt. Vorwiegend färbt man die Zickel auf grau, braun oder schwarz ein und fertigt daraus Jacken und Mäntel. Bergzickel unterscheiden sich von Flachlandzickel in Farbe und Rauche. Die Ziegen werden vorwiegend geschoren und dann gefärbt. Vielfach werden durch Schablonen die ausgeprägten Zeichnungen von Leopard, Ozelot und Jaguar aufgespritzt. Nur wenige asiatische Ziegen sind für den Rauchwarenhandel von Bedeutung. Die chinesische Ziege wird bis 110 cm lang und ist die bekannteste aller Ziegen. Das Winterfell mit grauer,

dichter und weicher Unterwolle wird überdeckt von mittellangen, weißgrauen, schwärzlichen oder auch schwarz und weiß gemischten Grannenhaaren. Dagegen ist das Sommerhaar steif und kurz. Vorwiegend werden diese Felle bereits in China zugerichtet und kommen als Halbfabrikate in den Handel. Die Felle der mongolischen Ziege werden unter dem Namen Mufflon oder auch »russisch Mufflon« gehandelt, dürfen aber nicht mit den gleichnamigen Schafen verwechselt werden. Diese Ziege lebt in Nordchina, Mongolei, Mandschurei und Ostsibirien. Für Kürschnerzwecke nimmt man fast nur die Felle etwa einjähriger Tiere, die 70 bis 100 cm lang sind und ein langes [3 bis 5 cm], weiches, glänzendes Haar von weißer, gelblich-weißer oder mode-bräunlicher Farbe haben; die modifarbenen und bräunlichen Felle nennt man im Handel auch »blaue«. In der Haarstruktur ähneln die Mufflons in gewissem Maße den Astrachan, nur dass sie dünner und offener sind. Mufflons werden ebenfalls meist in China zugerichtet und werden hier oft die spärlichen Grannen durch Rupfen entfernt. Die weißen Felle werden gebleicht, während die restlichen Felle modisch eingefärbt werden. Kid nennt man die 50 bis 55 cm großen Felle nordchinesischer Ziegenlämmer. Bei ihrer Ähnlichkeit mit den Karakulschaf-Fellen unterscheidet man hier lockenmäßig: langhaarige, flammige, Krimmerlocke, Persierlocke, Astrachanlocke, Moiree; diese letzteren werden wegen ihrer Astrachan-Ähnlichkeit oft auch »Astrachankid« oder »Kidastrachan« bezeichnet; daneben fällt ein kleiner Teil Galjaks an. Die Haarfarbe kann weißlich-gelb, grau in allen Tönungen, schwärzlich und auch gemischtfarbig sein. Als beste schwarze Felle gelten die »Shantafu«: glänzende Felle mit einem größeren Prozentsatz von Moiree und persierartig gelockten und gewellt; dann folgen die »Honan«, die wohl noch glänzend aber nicht besonders schön gemustert sind, vor allem fehlt dem Haar hier der geschlossene Charakter der Shantafu; die übrigen schwarzen Felle ähneln schon mehr den weißen, grauen und gemischtfarbenen, bei denen nur beste Felle gewellt und mit offener Locke sind; ein großer Teil ist hier ziemlich flach. Die Kid werden gleichfalls meist in China zugerichtet und dann zusammengesetzt zu Tafeln oder Kreuzen ausgeführt. Die Klauen bilden, in der gleichen Form zusammengesetzt, einen besonderen Handelsartikel. Vorwiegend werden diese Tafeln oder Kreuze in alle erdenklichen Modifarben veredelt und zu Jacken und Mänteln und Besätzen verarbeitet.

In den letzten 20 Jahren ist eine Zickelart auf den Markt gekommen, die sich durch ein besonders flaches Haar mit einer fast breitschwanzähnlichen Zeichnung als eine Bereicherung für die Kürschnerei erwiesen hat. Unter den mannigfachsten Bezeichnungen wie Asmara, Araban, Hodeida und Yemen wird dieses Fell gehandelt. Die Naturfarbe ist durchweg schwarzweiß, braunweiß und bräunlich mit teilweiser dunkleren Grotzenzeichnung. Gutfarbige Felle werden naturell verarbeitet, während die restlichen Felle braun und schwarz eingefärbt werden. Es handelt sich hier um junge Zickel aus verschiedenen Distrikten Afrikas und Arabiens. Die Felle aus dem Staate Yemen werden als Yemenfelle oder aber nach dem Ausfuhrhafen mit Hodeida bezeichnet. Die Untersorten sind ohne Zeichnung und von geringer Haltbarkeit während die Spitzenqualitäten prachtvoll gezeichnet sind und je nach Provenienz eine gute Haltbarkeit haben können.

Ziesel oder Suslik

Der Ziesel oder Suslik ist ebenfalls ein wenig bekannter Zwerg unter den Pelztieren. Er ist in West- und Südrußland, Polen, Ungarn, Österreich, Rumänien und im Osten Deutschlands beheimatet. Auch in Zentralasien, Sibirien und Nordamerika leben Artgenossen. Das Fell wird 15 bis 21 cm lang. Das Haar ist kurz und wenig dicht, aber teilweise hübsch gefärbt. Die gelbgrauen bis bräunlichen, weiß geringelten Grannen sind an den Seiten heller und werden dann rötlich. Ein besonders schönes Exemplar ist der in Südrußland, Galizien und Bessarabien vorkommende Perlziesel. Er zeigt auf gelbbraunlichem Grunde kleine, gelblichweiße Flecken. Die Suslikfelle lassen sich bleichen [beige bis bernsteinfarbig], aber auch auf Nerz, Zobel und Bisam einfärben. Vorwiegend kommen Susliki als »Säcke« in den Handel. In der Lebensweise ähnelt der Ziesel dem Hamster. Durch Fressen der Pflanzenwurzeln und durch die Wühlarbeit richtet er in der Landwirtschaft großen Schaden an.

Zobel [Martes zibellina]

Mehr als tausend Jahre ist der sibirische Zobel, dieser lebende Edelstein unter den Edelpelzen in der Kulturgeschichte bekannt. Die außergewöhnliche Schönheit ließ dieses seltene Fell mehr zu einem Schmuck- wie

zu einem Kleidungsstück werden. Berichte aus dem frühen Mittelalter sprechen von zobelverbrämten Umhängen und Schilden meistens in Verbindung mit dem schneeigen Hermelin. Im Nibelungenlied tragen die Helden Waffenröcke mit Zobel besetzt und gefüttert. Zobel wurde zum Vorrecht des Adels und damit ein Schmuck äußerer Würde. Auch viele Völker Asiens kannten Zobel im gleichen Sinne, und er blieb nur den vermögenden führenden Schichten vorbehalten. Fürsten beschenkten mit Zobel, und es ist noch nicht lange her, daß das russische Staatsoberhaupt einen bekannten amerikanischen Heerführer mit einer zobelgefütterten Pelzjacke ehrte. Bei der Erschließung Sibiriens spielte Zobel eine bedeutende Rolle, mussten doch die Bewohner ihre Abgaben und Tribute, Yassak genannt, in edlen Fellen und vorwiegend in Zobel, entrichten. Aus diesem Anfall mußten die besten Felle an den Zarenhof abgeliefert werden und erhielten den Namen Kronenzobel. Es war aber ein weiter Weg vom sibirischen Jäger bis zum Zarenhof, und es erscheint fraglich, ob bei den vielen Händen auch immer die besten »Kronenzobel« an den Zarenhof gelangt sind.

Schwierig und mühselig war die Jagd auf Zobel bei den Unbilden des sibirischen Klimas. Die verschiedensten Fangmethoden hat man angewandt, um die Felle möglichst unbeschädigt zu erhalten. Neben besonders konstruierten Fallen wurden auch vielfach Netze benutzt. Hatte man einen Zobel entdeckt, dann wurden unter dem Baum Netze ausgespannt, und mittels Stöcken wurde das Tier aufgescheucht und verfring sich in dem Netz und konnte dann ohne Fellbeschädigung getötet werden.

Der sibirische Zobel, zur großen Marderfamilie gehörend, hat seinen Lebensraum in den Waldgebieten des Urals bis zum Stillen Ozean. Bei einer Haarlänge von 4 bis 5 cm wird das Fell 35 bis 50 cm lang. Der Schweif erreicht eine Länge von 15 bis 20 cm. Auf dem kegelförmigen Kopf sitzen besonders große und spitze Ohren und geben dem Gesicht damit ein eigenartiges Aussehen. Auch die langen, starken Beine unterscheiden ihn von dem nahverwandten deutschen Edelmarder. Aber der orangefarbige Kehlfleck ist beiden Tieren gemeinsam. Man kennt ungefähr zehn verschiedene Sorten, die einzeln nach ihren Fanggebieten benannt werden. Entsprechend sind auch die Farbunterschiede im Ober- und Unterhaar. Gelblich, graubraun bis blaugrau verfärbt sich die seidenweiche Unterwolle nach dem Rücken zu dunkler. Die seidigen, glänzenden Grannenhaare sind gelblichbraun, rötlichbraun, schwarzbraun bis blauschwarz getönt. Teilweise enden die Grannen mit Silberspitzen. Entsprechend der Haardichte ist das Leder besonders dünn und weich. In der Lebensweise unterscheidet sich der Zobel etwas von den übrigen Mardern. Er lebt vorwiegend vegetarisch von Nüssen und Zapfen der Nadelbäume. Daneben weiß er aber auch Eichhörnchen, Vögel und Mäuse zu schätzen. Fische gehören auch auf seinen Speisezettel, denn man verwendet diese oftmals als Fallenköder.

Spitzenqualitäten stellen die Bargusinsky-, Witimsky- und Ja-kutzky-Zobel dar. Nur kleine Differenzen in Größe und Rauche unterscheiden die vorgenannten Sorten. Durchweg haben sie die längsten, feinsten und dunkelsten Grannenhaare. Als baumbewohnender Marder liebt er die Einsamkeit der dichten Urwälder, und man sagt von der Haarfarbe: je dichter der Wald, um so dunkler das Haar. Beliebte waren die großen, hellfarbigen Kamtschatkazobel. Das Flußgebiet des Amur liefert verschiedenfarbige Zobel. Dunkle, fast schwärzliche Felle des Oberlaufes wechseln mit hellfarbigen Fellen des Mittellaufes ab. Auch der Jennissei mit seinen rechten Nebenflüssen ist ein Fanggebiet schöner Zobel, wenn sie auch etwas grobhaarig und hellfarbig sind. Geringwertig ist der Sachalinzobel. Groß und feinhaarig hat er den Nachteil der gelblichen Farbe. Die Shansiner Zobel sind ziemlich flachhaarig, können aber silberspitzig sein.

Die rücksichtslose Jagd der vergangenen Jahrhunderte hat den Zobel noch seltener gemacht, und man hat heute Vorkehrungen getroffen, den Zobel vor dem Ausrotten zu bewahren. Vor etwa 25 Jahren wurde im Lebensraum des Bargusinsky ein riesiges Schutzgebiet festgelegt. In diesem unberührten Urwald sollten sich die Restbestände wieder erholen. Außerdem wurden Zuchtversuche in Farmen unternommen. Rußland hat das Monopol des sibirischen Zobels und läßt kein zuchtfähiges Tier außerhalb seiner Grenzen. Interessant ist eine Begebenheit aus den letzten Jahren. Auf freundschaftlicher Basis hatten amerikanische Züchter mit Rußland Zuchterze gegen sechs Zobelpaare ausgetauscht. Nach einiger Zeit mussten die amerikanischen »Zobelzüchter« feststellen, daß man an den von Rußland gelieferten Zobel einen kleinen Eingriff vorgenommen hatte und vergeblich auf Nachkommenschaft wartete.

Im Jahre 1912 kamen noch etwa 25000 Zobel nach London und Leipzig. Statistische Zahlen für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen fehlen, aber erstmalig wurde im September 1951 in London ein Angebot von 4500 Zobel mit folgenden Spitzenpreisen notiert: Bargusiner 65 £, Kamtschatka 76 £, Enneseisk 32 £,

Amur 24 £. Zobel haben heute nicht mehr die Bedeutung und den Wert früherer Jahre, daher auch das Absinken der Preise. Er bleibt aber nach wie vor der schönste »Edelstein« unter den Pelzen. Der amerikanische oder kanadische Zobel heißt richtig Fichtenmarder und ist seinem Aussehen nach mehr dem Baum-marder zuzurechnen. Kanada, Alaska und die Nordweststaaten der USA sind sein Lebensraum. Er wird 40 bis 60 cm lang und hat einen 15 bis 20 cm langen Schweif. Die blaugraue, dichte, weiche Unterwolle wird von dichten, weichen, mittellangen Grannen überdeckt. Von hellbraun über rostbraun bis braunschwarz können die Grannenhaare gefärbt sein. Lediglich die Kehle und ein schmaler Backenstreifen sind weißlich bis orange gefärbt. Kopf und Ohren sind grau bis grauweiß. Dem großen Ausdehnungsgebiet entsprechend sind auch die Qualitäten sehr verschieden. Beste dunkle Felle liefert Labrador. Auch das nördliche Hudsongebiet liefert ähnliche Qualitäten. Alaskazobel sind grobhaarig und hell in der Farbe. Der kleinste amerikanische Zobel, hellgelbbraun gefärbt, lebt an der Westküste Kaliforniens. — Genau wie bei den sibirischen Zobel werden die hellen Felle dunkel geblendet, um ein wertvolleres Aussehen zu erhalten. In Deutschland ist der Fichtenmarder wenig bekannt und wird der Anfall hauptsächlich von Amerika selbst und England aufgenommen.